

Von der Kunst.

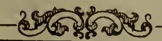
Von

Joseph Ritter von Führich,

Professor an der Akademie der bildenden Künste
in Wien.

Viertes Heft.

Wien & Gran.
Verlag von Carl Sartori,
päpstlicher und Primatial-Buchhändler.
1869.

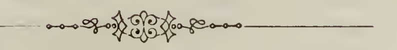


Von der Kunst.

Von

Joseph Ritter von Führich,
Professor an der Akademie der bildenden Künste
in Wien.

Viertes Heft.



Wien & Gran.
Verlag von Carl Sartori,
Päpstlicher und Primatial-Buchhändler.
1869.

Die christlichen Bilder.

Unter diesem Titel hat Bischof Wessenberg vor einer Reihe von Jahren ein Buch veröffentlicht.

Was wir hier vorzubringen haben, dürfte keinerlei Wiederholung des dort Gesagten enthalten und trotz der gleichen Ueberschrift vollkommen selbstständig sich erweisen.

Von all den verschiedenen Schulen, philosophischen Systemen, Lebensbildern, und Weltanschauungen der alten vorchristlichen Zeit hat das Christenthum alles Falsche, Verkehrte und Lügenhafte ausgeschieden, und alle dort zerstreuten Wahrheitstrümmer als sein ursprüngliches Eigenthum gesammelt, gereinigt, als die vollendete Offenbarung alle Lücken ergänzt, und so die einzig wahre oder christliche Weltanschauung begründet, welche — da in ihr alle vereinzelten Lichtspuren aller Völker und Zeiten zu einem allgemeinen Lichte zusammenfließen — auch die allgemeine oder katholische Weltanschauung heißt. Unter diesen einzig richtigen Gesichtspunkt ordnet sich auch der Begriff der Poesie in seiner Universalität und vollendet sich in der allgemeinen Kirche essentiell und graduell durch die Unterscheidung der Geister; so daß der Vorwurf, den ich der trefflichen, von Windischmann aufgestellten Definition des Begriffes „Poesie“, daß diese sei „die Ahnung des Zusammenhanges aller Dinge“, von sonst höchst achtbarer Seite einst machen und sie als ein uferloses Meer bezeichnen hörte, bei genauer Betrachtung als völlig unbegründet erscheint.

Auf der Grundlage der Unterscheidung der Geister ruht nicht nur die Erkenntniß des Dualismus überhaupt und die unabweis=

bare Annahme seines Vorhandenseins, sondern auch die richtige Würdigung seiner vereinzelten Erscheinungen, diese mögen nun äußere objektive, oder innere subjektive, oder solche sein, welche von innen nach außen, oder von da nach innen ihre Beziehungen spinnen und weben.

Der Begriff der Poesie in seiner tiefinnersten Reinheit, Wahrheit und Allgemeinheit gehört dem Christenthume an, weil sein Universalismus alle Einheit, alle Trennung mit ihren Gründen und Ursachen, alle Wiedervereinigung, so wie die ewige Unmöglichkeit einer solchen bei den Widersätzen deutet und alle Bejahung und Verneinung und ihr gegenseitiges Verhältniß in ihren Quellen nachweiset.

Gedanke, Wort und That, zuerst nur in unsern Fähigkeiten liegend und den Dingen in und um uns in unserer Ichheit einen passiven Spiegel unterlegend, erzeugen, besonders im Kinde, zunächst auf dem Grunde der allgemeinen unartikulirten Phantasie das Bild; ob nun dieses in tausend kleinere Vereinzelungen auseinandergehe, oder mit anderen sich mische und zusammenfließe nach unerklärbaren Verwandtschaftsgraden. Wie immer der Mikrokosmus unsers Einzellebens mit dem Allleben des Makrokosmus sich verhalte und verbinde oder trenne, eine scharfe Sonderung und Unterscheidung taucht gleichwohl aus den Tiefen unserer unergründlichen Menschennatur schon im Traumleben unmündiger Kindheit auf. Es ist die Ahnung des Dualismus, einer lieblichen, anmuthsvollen und einer grauenhaften Welt, einer süßanschmiegenden Liebeseeligkeit, und eines widerwilligen Entsetzens.

Der Mensch als Mikrokosmus, oder als eine Sammlung aller im Makrokosmus zerstreuten Dinge, Kräfte und Ideen gedacht, ist hiedurch schon der Träger und Ausdruck aller Poesie und Kunst. Der Universalismus seines anerschaffenen Wesens vereinigt hier mit dem Kunstbegriffe sich schon im Namen „Bild“ und zwar Bild Gottes, Ebenbild. Diese gemeinsame Bezeichnung folgt sprachlich dem Begriffe selbst bis in die Sonderung der Geschlechter: Mannsbild, Weibsbild. Aus dieser Sonderung kehrt sie unter einem anderen Namen — dem des Kindes — zu ihrer Allgemeinheit zurück, und wir mit ihr.

Die Dichtkunst sucht im Märchen einen Parallelismus der Kindesnatur, einen parabolischen Bilderreichthum, an den sich die

Sprache und das erzählende Element nur wie fliegender Sommer an die herbstliche Gartenflora oder die vergilbte Hecke anhängt. Dennoch bleibt diese Gattung selbst in ihren gelungensten Versuchen ihrem Ideale ferner, als selbst der mittelmäßige Dichter und Darsteller gereifterer Lebenszustände dem Seinigen. Vielleicht weil jene tiefe Lebensregion reiner, aber gänzlich passiver Kindheit, sich dem Gedanken, also auch dem Worte entziehend, blos in der Empfindung wurzelt, und an intensiver Energie (wie es oft im Traume der Fall ist), unsere Gedanken und Worte weit überflügelt. Die Kindheit und der Traum sind von der Mystik des Daseins weit inniger berührt, als das spätere Alter und das wache Leben.

Der Dualismus ist der Mensch, denn Er ist die Einigung von Zweien zur Einheit. Die Gegensätze seines Wesens werden erst durch den Hinzutritt des Bösen zu Widersätzen. Von diesen abgesehen, beruht selbst der hohe schöne Begriff der Einheit und Harmonie auf der Annahme des Dualismus und Gegensatzes. Das Synthetische oder die Vereinigung Beider tritt als Drittes hinzu und macht den Menschen zur Trilogie, zum Bilde Gottes des Dreieinen.

Der erste Eindruck auf die erwachende Menschenseele ist das Bild. So ist auch das Bild der gedrungenste Ausdruck für den gesammten Kunstbegriff. Im Bilde wird der Mensch, der selbst ein Bild zu sein bestimmt ist, sich objektiv, sieht sich außer sich und sein Wesen webt und gestaltet sich so gleichsam wie aus einem doppelten, einem innern und äußern Ich.

Daß hier das Bild, als allgemeinster Ausdruck alles Darstellenden, in der menschlichen Kunst zu Künsten sich sondernder Formenverschiedenheit, diese wieder als eine Einheit umfaßt; daß alle sinnlichen Eindrücke, sie mögen nun vom Gehör, vom Geruche, Gefühle, selbst vom Geschmacke herrühren, nur zur Verstärkung des Bildes zusammenwirken, weiß Jeder, der sich jener halb erwachten, halb noch umhüllten Zustände seiner Kindheit erinnert, wie da ein Ton, ein Geruch, eine Farbe mit einem Bilde zusammenwächst, in einem Bilde sich darstellt, wie z. B. ein Lied, ein Gebet sich in eine bestimmte Farbe kleidet, wie Ton, Farbe und Geruch ein bestimmtes Bild wecken zu regelmäßiger Wiederkehr, und hinwiederum ein ähnliches Bild den mit ihm zugleich empfun=

denen Ton neuerdings hervorruft. So erinnere ich mich, daß mir das Vaterunser gelb, das Ave Maria blau erschien, daß mir ein Lied wie der Mondschein, ein anderes wie der Abendstern vorkam, daß ich zwischen einem unendlich herrlichen und feierlichen, und einem schrecklichen und unheimlichen Roth unterschied.

Viele Menschen behalten Anklänge an ein solches Zusammenfließen im nüchternen täglichen Lebensbewußtsein getrennter Dinge bis ins spätere Leben, ja bis ins Alter.

Das Unerklärbare ist deßhalb nicht minder wahr, und wer die Summe seiner Wahrheiten aus dem Erklärlichen zusammensetzt, wie man diesen Begriff gewöhnlich faßt, hat auf dem beschränktesten Terrain, welches dem Menschen möglich ist, Stellung genommen.

Es gehört zu den Kriterien der Aufklärerei, daß sie diese aus unbekannten Tiefen des Alllebens aufsteigenden Erscheinungen, z. B. des geheimen Grauens an öden, einsamen Orten, oder zur Nachtzeit so gern in ihrer Nichtigkeit beweisen wollte, indem sie ihren Grund auf die Ammenmärchen zurückführte, welche denen, die daran leiden, nothwendig von abergläubischen Personen in der Jugend mußten erzählt worden sein. Aber vor der erwachenden Menschenseele entrollen sich, auch ohne Amme, Bilder, deren Tiefe und Intensität die kühnste Phantasie des Märchendichters auch nicht annäherungsweise erreicht. Jeder vernünftige Mensch, welcher Träume hat, mag es versuchen, durch Erzählung derselben bei seinem Zuhörer (wenn er es kann) auch nur den tausendsten Theil von jener Empfindung zu erzeugen, welche der Traum während seiner Dauer dem bildernden Vermögen seiner Seele auflud, besonders wenn der Traum unheimlicher Art war.

Gewisse Situationen des wachen Lebens, beginnende oder schwindende Krankheit, schweres Blut! — wir sind weit entfernt, diese Faktoren zu läugnen, aber was ist durch ihre Annahme erklärt? Zunächst nur der Dualismus unseres Menschenwesens, der geheimnißvolle Verkehr zwischen der Zusammengehörigkeit eines Geistes mit einem Leibe, welche Zusammengehörigkeit wir unser „Ich“ nennen. Zum geeinigten Dualismus, welcher unser Menschenwesen bildet, tritt der Entzweiende, der dieß unser Wesen zerstören will, und deßhalb dem Satz und Gegensatz den Widersatz gesellt.

Ueberaus schön sagt Thomas von Kempen: „Durch das Wort sind alle Dinge, und alle Dinge reden dieß Wort.“ Aber sie reden es durch Bilder.

Selbst als dieß Wort in der Menschwerdung als das Bild aller Bilder sichtbar sich darstellte, in dessen äußerer Erscheinung wir den unsichtbaren und ewigen Gott anbeten, als es in menschlicher Sprache zu Menschen gesprochen, hüllte es sein Lehrwort in das Gewand von Bildern, wie das der Evangelist bezeugt: „Der Herr redete in Gleichnissen zu uns, und ohne Gleichnisse redete er nichts.“ Liegt darin nicht die Mahnung, daß die Bilder- und Erscheinungswelt unseres Erdenlebens nach seiner Anweisung uns ein Spiegel ewiger Dinge werden soll, und zugleich das höhere Regulativ aller menschlichen Kunst als Bildnerei?

Das ist ja die große Epiphania oder Erscheinung des Herrn, welche in der Schöpfung, in der Menschwerdung, und in der sichtbaren Kirche, in welch letzterer allein alle Kunst ein gesundes Dasein lebt, alle Erscheinung und Darstellung an das „Sein“, welches in Gott ist, anzuknüpfen und allen bloßen Schein, der als Lüge sich an die Stelle dieses Seins drängt, sorgfältig zu fliehen hat.

Wie die Erscheinung, der Schein, die Darstellung des verborgenen Seins, sein Bild, wie das Wort die Offenbarung und Darstellung des Gedankens, so ist Bild und Wort an sich schon innig verwandt, die Darstellung, die Offenbarung der zweiten Persönlichkeit der Trinität, und so ist Christus, selbst vor seiner Menschwerdung in Zeit und Geschichte, schon der Mittler zwischen Gott und Welt. — Durch das Wort sind alle Dinge, und alle Dinge reden dieß Wort. Alle menschliche Kunst und Poesie ruhen auf ihm. Die Fälschung und Zerstörung der Einheit zwischen Erscheinung und Sein, zwischen dem Wort und seinem Gedanken, über welche Letztere wir schon anderwärts geredet haben, ist das Wesen der Lüge, ein Werk des abtrünnigen Geistes, und der Versuch der Negation Christi.

Dieß ist die gedrungenste einfachste Darstellung von Philosophie und Geschichte, von Natur und Naturwissenschaft, von Poesie und Kunst. Und, merkwürdig genug, stellt sich dieser Dualismus gerade in der bildenden Kunst in höchst drastischer und eigenthümlicher Weise, als sollte sich der Begriff des Bildes selbst

wieder als Bild darstellen, bei näherem Zusehen und Beachtung aller Erscheinungen außer allem Zweifel. Position und Negation richtig erwogen, frei von dem thörichten Aberglauben an einen sogenannten Zufall, alle Erscheinungen des Lebens, der innern und äußern Geschichte im Lichte der Offenbarung betrachtend, den Dualismus als Gegensatz und auch als Widersatz auffassend, muß der Geist unter zwingender Nöthigung die Wahrheit anerkennen, daß alle menschliche Kunst nur durch das Christenthum anfaßbar und verständlich wird, und daß die finstere Welt des Abgrundes mit allen ihren tausendfachen Schattirungen eben so zur Kunstgeschichte gehört, wie Nero, Julian der Apostat und so viele Andere zur Kirchengeschichte.

In der Darstellung des Menschen oder im Bilde sind nicht nur alle übrigen Formen der Kunst, sondern alle Strebungen, Richtungen, Gegen- und Widersätze, nach welcher Seite des Dualismus sie immer neigen mögen, schon mitbegriffen. Der vielgestaltige Proteus der Mythen bestätigt diesen Satz in allen seinen Einzelnheiten.

Um das Verhältniß der Bildnerei zu den übrigen Kunstformen nach obigen Andeutungen mehr ins Licht zu setzen, muß ein dreifaches Moment der Unterscheidung des Bildes von jenen Formen ins Auge gefaßt und in seinen Gründen gewürdigt werden. Das erste dieser Momente ist die Verehrung des Bildes, das zweite sein Mißbrauch, und das dritte seine Geringschätzung.

Im Heidenthume fallen die beiden Ersteren so ziemlich unter einen Begriff, denn die Verehrung, ja Anbetung des Bildes ist die eine furchtbare Seite seines Mißbrauches. Die kunstschönen Darstellungen des Göttlichen unter dem Bilde der Menschengestalt bei den Griechen sind eine unberechtigte Antizipation der Menschwerdung, ihr Dienst — oft eben so scheußlich, wie ihre Erscheinung schön — ist Götzendienst. Der schöne Schein, weil ihm das Sein, sein Inhalt nicht conform ist, sondern sein Widersatz, ist Lüge. Die innige Verwandtschaft des Bildes mit dem Worte tritt selbst in der Negation unverkennbar hervor, sprachlich ist es ganz dasselbe, wenn die Abkehr und Verwerfung des allgemeinen Weltlichtes, Christus, Aufklärung genannt wird. Das gilt von allen in diesem Sinne mißbrauchten Worten.

Weder in der Baukunst, noch in der Musik als solcher, liegt die unmittelbare Fähigkeit — um nicht zu sagen — Nöthigung, das ethische Gebiet der moralischen Entscheidung zu betreten, die Wahl zu treffen zwischen Satz und Widersatz. In Abstracto gleicht die Architektur dem Weltbau, und bildet den Schauplatz, die Scene, auf welcher die ethischen Kämpfe und moralischen Entscheidungsschlachten sich abspielen; concret betrachtet, schließt sie sich freilich immer einer Idee an, bleibt aber — hinsichtlich ihrer Mittel — einer gewissen Indifferenz unterworfen. Das schließt die Begeisterung des Künstlers für die Idee, z. B. beim Baue eines Münsters nicht aus, aber eben so wenig liegt der Abschluß und die ganze Vollendung des Werkes innerhalb der Grenzen seiner Kunst. Wie der Mensch in den Weltbau zu seiner Vollendung gehört, so das Bild in den Tempel, und wie der letztere ohne andächtige Besucher nur eine unbeseelte, wenn auch harmonische Form ausdrückt, so hängt die Belebung dieser Form schon mit dem Freiheitsbegriffe und dieser mit dem Dualismus zusammen.

Wir können uns den Weltbau sammt allen vor der Schöpfung des Menschen, des Bildes, vorhandenen Schöpfungsreihen und Gebilden als Architektur und Musik vorstellen. Die Erste als die feste, unbewegliche, reich ausgestattete Schaubühne, und Umrahmung künftiger Bilder, die Letztere als flüchtig schwebendes gaukelndes Tonmaterial für eine künftige Sprache des Geistes und Begriffs der Harmonie der Theile, das als murmelnde Quelle, rieselnde Bäche, rauschende Ströme und brausende Meere, getragen vom Hauche der Lüfte auf den Flügeln des Wettersturmes und des Hochgewitters in nicht zu sondernde Verwandtschaft zusammenfließt mit dem Aechzen der Wälder, dem Geschrei der wilden Vögel und Thiere, dann wieder märchenhaft tändelnd sich auflöst im tausendstimmigen Gesang frühlingbesonnter Haine, und entschlummert unter dem melancholischen Flöten der Nachtigall in der träumerischen Mondnacht, und von der ernüchternden Trompete des Hahnenrufes wieder erwacht, im fröhlichen Lerchengesange des Morgens.

Millionen göttlicher Gedanken sind dargestellt, geschaffen durch das Wort. Aber das Wort selbst hat noch keine Darstellung nach Außen gefunden; zu diesem Ende wendet sich dasselbe nach innen

in die Tiefe seiner eigenen dreifachen Göttlichkeit: „Lasset uns den Menschen machen.“ (Genes.)

Die Art, wie dies geschieht, sowohl, als das, was hervorgebracht wird, macht den Gedanken des Bildes zum klarsten aller göttlichen, durch und in der Schöpfung geoffenbarten Gedanken.

Keine der Millionen Schöpfungen und Darstellungen wird ein Bild genannt. Diese Bezeichnung ist unmittelbar an die Darstellung Gottes selbst geknüpft. Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbilde, nach dem Bilde Gottes schuf er ihn. Und wiederum wie schuf er ihn? Er bildete ihn aus Erdenlehm (Humus, Homo), nicht aus dem Nichts rief er ihn ins Dasein, er bildete ihn aus schon Vorhandenem, aus dem geheimnißvollen Stoffe, der alles Diesseitige hervorbringenden und ernährenden Erde — und hauchte in sein Angesicht den Odem des Lebens.

Waren die Thiere aus der Erde durch das schöpferische, Wort hervorgerufen, so wird der Mensch aus diesem Stoffe geformt, gebildet.

Daß dies Menschenbild zunächst auch, und ganz besonders eine Darstellung des göttlichen Wortes sei, zeigt sich in dem Geschenke der Sprache, welche den Gedanken nennt, weil sie ihn kennt und erkennt. Zeugniß dessen die Worte der Genesis: „Gott führte alle Thiere zu Adam, damit er sähe (erkenne), wie er sie nenne. — Und wie richtig diese Erkenntniß war, zeigt der Nachsatz: „Wie Adam jedes lebende Wesen nannte, so ist sein Name,“ und weiter: „Adam nannte sie alle mit gehörigen Namen.“ Jene Erkenntniß war Leben. Dieß Leben aber ward verwirkt mit dem Leibesleben, welches als Strafe des Ungehorsams der Sterblichkeit verfiel.

Mit dem Sündenfall, der Fundamental-Thatsache der Menschengeschichte, ohne dessen gläubige Annahme man nichts von aller Geschichte versteht, mit dem Sündenfalle, welcher nach der Absicht des Widersachers die kaum begonnene Geschichte durch zeitlichen und ewigen Tod der ersten Menschen schließen sollte, tritt ein doppelter Dualismus auf. An die Vollstreckung der Strafe wird seitens Gottes die Verheißung eines Wiederherstellers geknüpft. Im Hinblicke auf ihn wird trotz dem Tode der Einzelnen das Geschlecht erhalten. Wie die finstere Seite dieses zweifachen Dualismus der Einfluß der bösen Macht auf den Menschen, so ist

die Lichtseite des andern die Hingabe und Hoffnung auf das kommende Heil.

Der Sündenfall und der aus ihm hervorgehende Zustand ist der Beginn aller menschlichen Kunst.

Der ursprüngliche Blick in den Zusammenhang der Dinge, den wir schauen nennen, von welchem die Benamsung der Thiere zeugt, und von welchem der geheimnißvolle Zustand des Hellsehens, ein wenn immerhin vielfach modifizirter Ueberrest zu sein scheint, hat jenem andern Platz gemacht, welcher das allgemeine Element der Kunst bildet, dieß ist die Ahnung jenes Zusammenhanges: die Poesie.

Alle Kunst ist — wie schon früher gesagt — Darstellung, in gewissem Sinne Bild, aber die bildende Kunst, das Bild als solches, steht in einem eigenthümlichen Verhältnisse zu den übrigen Künsten, ein Dualismus höchst merkwürdiger Art von Erhöhung und Erniedrigung, von Herrlichkeit und Schmach. Sind die Künste Darstellungen menschlicher Gedanken und Gefühle, so ist die bildende Kunst Darstellung des Menschen, des Darstellers selbst.

So stellt sich das Verhältniß der Künste zu einander als Analogon der ursprünglichen Schöpfungsidee dar. Waren die erschaffenen Wesen dargestellte Gottesgedanken, so war der Mensch ihnen gegenüber Darstellung Gottes selbst, ein Bild, das ihm gleiche, sein Ebenbild. (Genes.) Trug nun dies erste Bild nach dem Falle neben den Spuren alter Herrlichkeit die Schmach der eigenen Verschuldung an sich, so trägt der wiederhergestellte Mensch und zugleich der Wiederhersteller, das fleischgewordene Wort, neben den Spuren ihm selbst eigener Herrlichkeit die Schmach fremder Schuld. Wie jener erste Adam sich und sein Geschlecht vom Leben zum Tode brachte, so geht und führt dieser Zweite vom Tode zum Leben.

Diese Gesichtspunkte erklären auf lichtvolle Weise die Thatsache, daß das Bild bei allen Völkern und zu allen Zeiten den übrigen Kunstformen gegenüber eine Ausnahmsstellung gehabt hat, welche durch gesetzliche Bestimmungen geregelt und gefestigt war, wie dies am schärfsten in dem göttlichen Verbote des Bilderdienstes bei der hebräischen Vorkirche, der heidnischen Idolatrie gegenüber, und in der christlichen Zeit im Bildersturme, dem kirchlichen Gebote der Bilderverehrung gegenüber, hervortritt.

Der Widersatz in Behandlung des Bildes, wie er im Juden- und Heidenthume erscheint, erklärt sich aus dem Dualismus. Das Bilderverbot, ja der Fluch, mit welchem Bilderverehrer und Bildner belegt werden, erklärt sich vollkommen aus der Sache selbst, und erscheint zur Erhaltung reiner Religion in Israel nicht nur vollkommen gerechtfertigt, sondern unbedingt nothwendig. Im Heidenthume erscheint der Widersatz in Verehrung, ja Anbetung des Bildes durch den Charakter der Lüge, welche immer die Verzerrung einer Wahrheit ist, dahin erklärt, daß die Erscheinung des Göttlichen unter der menschlichen Gestalt oder die Ebenbildlichkeit seit dem Sündenfalle nicht mehr, und vor dem Eintritte des Erlösers oder der Menschwerdung noch nicht besteht, wonach die Darstellung Gottes, oder des Göttlichen in Menschengestalt, nach beiden Seiten hin unstatthaft und nur der Tummelplatz dämonischer Phantasmagorien und wirklicher Obsessionen ist. Im Christenthume tritt das umgekehrte Verhältniß hervor. Hier ist die Bilderverehrung (wie das Bilderverbot im alten Bunde) trotz des Gegensatzes gleichberechtigt, und die Gegensätze der Idolatrie wie des Bildersturmes gleich verwerflich.

Die bloße Erscheinung des Menschenbildes ist Darstellung seines Falles und seiner Erlösung, und der Bestand des Menschengeschlechtes und seiner Geschichte involvirt mit Nothwendigkeit diese beiden Momente.

Obgleich wir alle, durch die Schöpfung zur Darstellung gelangten, in die Erscheinung gerufenen Gedanken Gottes in gewissem allgemeinen Sinne Bilder nennen, so ist doch der Mensch vorzugsweise und im eminenten Sinne Bild, oder das Bild par excellence. Daraus erklärt sich die Ausnahmsstellung, welche die Bildnerei als Kunst allen andern Künsten gegenüber einnimmt. Verbot und Gebot, Praxis und Theorie bestätigen dies durch alle Zeiten bis auf diese Stunde. Daneben geht ein mystischer Zug unzertrennlich mit dem Bilde durch die Zeiten, ein Zug gleichzeitiger Verehrung und Geringschätzung, Pflege und Vernachlässigung, der das Bild in beiden divergirenden Richtungen wahrhaft zu einem Bilde, sowohl des historischen, wie des mystischen Christus macht, welche übrigens zum Verständnisse der Welt- und Kunstgeschichte keinen Augenblick zu trennen sind.

Das Verbot des Bildes als einer Darstellung des Göttlichen unter menschlicher Gestalt in der Vorkirche und der Schutz des Bildes in der christlichen Kirche fließen aus derselben göttlichen Quelle. Wo die Opposition gegen die Kirche sich im Bildersturme gegen diesen Schutz Luft machte, that sie es unter dem Vorwurfe des Götzendienstes. So lieferte sie zugleich den Beweis, daß sie von der gänzlich veränderten Stellung des Bildes nach der Erscheinung des Erlösers im Fleische nichts wissen wollte, und daß ihr Protest gegen das Bild zugleich ein Protest gegen diese Erscheinung selbst war, wie jeder Abfall vom Erlöser, der nur in seiner Kirche lebt und erscheint, so wie die Erscheinungswelt außer dem Menschen eben erst durch den Menschen verstanden wird.

Wir wollen uns in Kürze die Verehrung und Auszeichnung des Bildes vor andern Künsten, sowie dessen Geringschätzung und Zurücksetzung hinter die übrigen Künste vergegenwärtigen. Der Dualismus in Auffassung der Kunst, dem wir hier begegnen werden, wird viel zum Verständniß der Bedeutung der Kunst für unser Leben beitragen.

Der Bilderdienst des Heidenthums war eine Verzerrung und unzulässige Anticipation der Wahrheit: daß, nachdem durch die Schuld die erste Ebenbildlichkeit des Menschen verloren war, Gott in der Zeitenfülle in menschlicher Gestalt unter Menschen leben und wandeln würde. Der zur Kirche zurückkehrende Convertit muß als Glaubenssatz beschwören: daß die Bilder Christi und seiner Heiligen darzustellen, zu haben, zu besitzen und zu ehren seien. In der kirchlichen Praxis gab es zu allen Zeiten Bilder in besonderer Verehrung, welche letztere meist durch von diesen Bildern ausgehende, an sie geknüpfte Gnadenwirkungen veranlaßt, ihre Nähe wie mit einem himmlischen Wohlgeruche umgab, und mit jenem Wunderdufte des Glaubens, der unserer innersten Wesenheit so verwandt ist, und uns unsere Verwandtschaft mit ewigen und unsichtbaren Dingen gerade durch die sichtbare Erscheinung um so inniger fühlen läßt. Im Gefolge solcher Bilder — man nannte und nennt sie Gnadenbilder — kam christliches Culturleben in unwirthbare Wüsteneien, über ihnen wölbten sich Kirchen, um sie siedelten Menschen sich an. Von ihren Altären, hinaus in die öde Waldnacht, tönten himmlische Gesänge zum Troste des bangen

Wanderers und vor der Nähe des Heiligen floh alles Grauen aus seiner Seele.

Bildungs-Elemente jeglicher Art schloßen sich mählich an das Bild an, denn es war ja ein Erscheinen des Unsichtbaren, ein sich Darstellen des Ewigen und Göttlichen, wie der ursprüngliche Mensch und der nach dem Falle zur Wiederherstellung unseres Geschlechtes erschienene Gottmensch. Freundlicher wurde die Natur umher, und besser die Menschen.

Die Gemeinheit bringt solche Cultur-Stätten gerne in Verbindung mit Gewinnsucht und pfäffischem Eigennutze. Das ist so ihre Natur, sie kommt sich nicht unparteiisch vor, wenn sie vor dem Reinen und Heiligen vorübergehen soll, ohne es mit dem Schmutze des Lebens, den sie meist aus eigener Erfahrung kennt, besudelt zu haben.

Ueberlassen wir die Gemeinheit ihrer Natur. Wer keine Ideale in sich trägt, ist auch nicht im Stande, solche außer sich zu sehen, oder an sie zu glauben, wo sie sich seiner Wahrnehmung dennoch aufdrängen. Welche ungeheuere Quantitäten von moralischer Entrüstung haben die sogenannten Mißbräuche bei Wallfahrten ihr nicht entlockt. Daß der Mensch seine Unvollkommenheiten und Schwächen, den Jammer seiner gebrochenen Natur überall mit sich schleppt und sie auch auf seiner großen Wallfahrt nach dem himmlischen Vaterlande nicht los wird, dieser universale Gedanke hat sie nicht zu versöhnen vermocht mit den tausend kleinen Unzukömmlichkeiten der katholischen Wallfahrt. Wollte ein Gläubiger dieselben Mißbräuche im gewöhnlichen Leben an den Leuten rügen, wie würde der — widerliche Moralist, der Heuchler, der Kopfhänger, der Mucker und Pfaffenknecht in seine Schranken zurückgewiesen werden. Lernen wir klar sehen in allen diesen Dingen, nicht die Mißbräuche, sondern der Brauch, die Wallfahrt ist es, die beseitigt werden soll.

Das Verhältniß der Künste zu einander constatirt hier auf dem praktischen Boden der Kirche eine Bevorzugung des Bildes, deren Gründe wir oben schon angedeutet haben, und die — wenn sie richtig verstanden werden — erschöpfend sind. Wir kennen keine Gnadenarchitektur, keine Gnaden-Dichtung und Musik, wohl aber Gnadenbilder. Es gibt viele wohlmeinende Katholiken, welche sich um die Reinheit der Lehre besonders verdient zu machen glauben,

wenn sie sich um den Gemeinplatz, daß die Verehrung des Bildes nicht diesem selbst, sondern seinem himmlischen Originale gelte, wahrlich in recht unnöthiger Weise ereifern. Allerdings ist der Beweis hiefür viel wohlfeiler zu haben, als eine nur halbwegs ausreichende Erklärung, warum denn doch die Vorsehung so viele unläugbare Gnadenerweisungen gerade an das Bild und seinen Standort geknüpft habe, da das himmlische Original ja von jedem Punkte der Erde mittelst Anrufung und Gebet zu erreichen ist. Diesen Leuten fehlt die Erkenntniß der Bedeutung von Raum und Zeit. Sie bemerken nicht, daß sie mit ihren an sich richtigen Argumentationen zerstören, was sie ganz unnöthiger Weise rechtfertigen wollen.

Es ist die unkünstlerische Auffassung des christlichen Lebens, welche sie hindert, die im Garten der Kirche sprossenden Lebensblüthen in Einfalt des Glaubens zu pflücken und die Seele an ihrem Dufte zu erfreuen.

Das Bild als Gnadenbild ist eine Lokalisirung des Allgemeinen, wodurch aber dies Allgemeine nichts weniger als aufgehoben wird. Die Verehrung der Bilder der Gottesmutter in ihrer Allgemeinheit wird nicht beeinträchtigt dadurch, daß an Wallfahrtsorten diese Verehrung gerade an dieses eine bestimmte Bild oder Gnadenbild sich knüpft.

Abgesehen von den tausend denkbaren Möglichkeiten, unter welchen geheimnißvolle Bezüge zwischen der streitenden und der triumphirenden Kirche an dem Bilde selbst, an seinem Standorte, an dem Wege zu ihm, oder an diesem allen zusammen, oder noch andern uns gänzlich verhüllten Tiefen haften können, abgesehen von den Thatsachen unzähliger, oft wunderbarer Gnadenerweisungen, die an Ort und Bild sich knüpfen, ist es ja auch eine im Leben der Kirche tausendmal wiederkehrende Erscheinung, daß das Leben der Andacht nach den Mysterien unserer Erlösung örtlich oder räumlich, zeitlich oder geschichtlich sich localisirt, was um so weniger verfänglich erscheint, als diese Mysterien, als eines in dem andern enthalten, und bei aller ihrer Verschiedenheit nach Zweck, Zeit und Ort nicht ohne einander gedacht werden können. Wo die Religion Leben geworden, d. h. aus der abstrakten Form ihrer didaktischen Seite in die konkrete innerlicher Praxis übergegangen, da bilden mitten in ihrer Allgemeinheit oder Katholizität und ganz

unbeschadet derselben Individualitäten sich aus. Manche Seele fühlt sich besonders zu den Mysterien von Nazareth, eine andere zu jenen von Bethlehem oder Egypten, noch andere von Jerusalem und den Scenen der Passion hingezogen. Die Natur gibt uns in den verschiedenen Gesundbrunnen und Heilsquellen ein Analogon von dem Allen. Mit Leichtigkeit wird der Leser an das Gesagte noch weitere Schlüsse anfügen, wenn er überhaupt in der Atmosphäre der Kirche lebt.

Auf unserem Wege begegnen wir hier einer andern Frage. Es ist das Verhältniß des mystischen oder Gnadenbildes zum Kunstwerke oder zur Kunst überhaupt. Daß das Gnadenbild der gewöhnlichen Kunstspähre entrückt, in eine noch tiefere mystische Region eingegangen, oder besser in diese Region aufgenommen und sein Werth nicht nach seiner künstlerischen Schönheit zu bemessen ist, versteht sich von selbst. Um so wichtiger ist die Feststellung seines Verhältnisses zur christlichen Kunst. Was Alban Stolz (ich glaube in „Sem, Cham und Japhet") von der — nach seiner Anschauung — den Gnadenbildern anhaftenden Häßlichkeit abstrahirt und wonach das Kunstschöne für den Kultus als gleichgiltig, unnütz ja vielleicht schädlich dargestellt werden will, muß dem sonst so geistvollen Manne als Schwäche verziehen werden, die ihn verleitete, über Dinge zu urtheilen, über welche er nicht gründlich gedacht.

Das tiefste Leben der Menschen, dem ein Entgegenkommen der unsichtbaren Welt die Weihe ertheilt, die es suchte, der Glaube sieht in der, an Bilder geknüpften Segensfülle eine Gnadenwahl, welche ursprünglich von Gott ausgeht und von Menschen sich finden läßt. Das Gnadenbild wird nicht als Gnadenbild gemacht, gebildet, wie etwa eine Altartafel, welche schon vorher ihre Bestimmung hat, es wird erwählt.

Wenn es wahr wäre, daß die Gnadenbilder alle häßlich oder wenigstens ohne Kunstwerth seien, was keineswegs der Fall, und diese Voraussetzung etwa mit dem Umstande erklärt werden sollte, daß der Menschensohn in seinem Erdenwandel das Niedrigste für sich erwählt habe, daß er im Stalle geboren, und am Schandpfahle des Kreuzes gestorben, dann würden die Consequenzen einer solchen Annahme sich nicht nur auf das kunstschöne Bild erstrecken — sondern auf jede Stätte, welche die Kunst ihm, der auch sie erlöset hat, geweiht und errichtet hat. Anstatt herrlicher Dome und Münster

müßten Ställe gebaut, und diese als unsere Kirchen erklärt worden sein. Dann müßte die Seele dessen, der, mit der ganzen Sündenlast befleckt, zum Tische des Herrn hinzutritt, oder in sacrilegischer Communion seinen Herrn neuerdings ans Kreuz schlägt, die würdigste Stätte für die Einkehr des mystischen Erlöserleibes sein. Dann hätte der von so vielen Secten erhobene Vorwurf Recht, der sich gegen die Pracht erhebt, mit welcher die Kirche ihr Oberhaupt in seiner öffentlichen Erscheinung umgibt. Zu allem diesem verhält sich die kirchliche Praxis verneinend, auch in Betreff des Gnadenbildes. Ein Brennpunkt für Tausende gläubiger Seelen auf Hunderte von Meilen in der Runde, gehen und kommen die Wallerzüge wie Strahlenergüße vom und zum Bilde; bedeckt mit dem Siegel mystischer Erwählung ist seine bloß menschliche künstlerische Mangelhaftigkeit oder Schönheit. Durch die unverhüllte Herrlichkeit der Natur in Feld und Wald, Gebirg und Thal sind sie hingezogen, in ihre Lieder und Gebete hat der Bäche Rauschen und Murmeln und der Gesang der Vögel mit eingestimmt. Und wenn sie eingetreten sind in die dämmernden Hallen, wo zwischen Kerzenglanz, in reiche Stoffe und Weihrauchwolken gehüllt, das Gnadenbild verehrt wird, da ist es weder künstlerische Schönheit noch Mangelhaftigkeit desselben, was auf die Gemüther wirkt; es ist die Nähe des Geheimnißvollen und Heiligen, sie wissen das Bild mehr als sie es sehen. Es ist das Wissen des Glaubens, ähnlich Jenem, dem schon ein Jahrtausend vor Christi Eintritt in die Zeitwelt der alte Hiob Ausdruck gibt, indem er ruft: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.“

Es muß ein für allemal festgehalten werden, daß das Unvollkommene, Unschöne jedenfalls auch ein Ungöttliches, und die Kunst, d. h. ihr Genuß wie ihre Uebung, ein Vorrecht unseres Geschlechtes ist. In den Tiefen unseres Seelenlebens spiegelt sich die Welt, aber die Welt ist eine zweifache, weil der Spiegel gebrochen ist, und die Seele nach zwei Seiten hinkt. Der Mensch, das Bild, das die Erklärung und Verklärung aller Bilder außer ihm werden sollte, hat durch die Schuld sich selbst und mit sich die andern verdunkelt. Er braucht ein Licht außer ihm, in welchem er sich selbst, und die Welt außer ihm erkennen kann. Das Gefühl dieses Bedürfnisses ist eine Wirkung des allgemeinen Weltlichtes, das als Gewissen seinem Wesen innewohnt, und in dessen

Lichte allein alle Wahrheit erkannt wird. Was sind alle philosophischen Systeme gegen den einzigen Ausspruch: „In seinem Lichte werden wir das Licht schauen.“

Außer den kurzen dogmatischen Bestimmungen der Kirche rücksichtlich des Bildes zeigt ihre Praxis zur Genüge, wie sie das Bild im Verhältnisse zur Religion auffaßt. In Italien, wo nicht — wie in Deutschland — der Bildersturm gewüthet, zeugen die Wundergärten der alten Malerschulen, wie tief und innig der Geist der Bildnerei unter dem Lichte des Weltlichtes hinab und hinaufsteigen kann in den Universalismus der Dinge, und es war der deutsche Geist, der sich an der Herrlichkeit jener alten Werke wieder erwärmte und entzündete, und ihn zur Würdigung auch des so innig verwandten heimischen Kunstschönen aus der alten katholischen Zeit befähigte. Die neuere deutsche Malerschule — wir dürfen sie unbedingt die christliche nennen — feierte auf dem Kunstgebiete der Malerei eine Wiedergeburt, welcher noch keine andere Kunst in ähnlicher Weise sich angeschlossen, was zum Theil wenigstens, seinen Grund in der ganz eigenthümlichen Stellung des Bildes zu den andern Kunstformen hat, und aus welcher eigenthümlichen Stellung sich auch die Nothwendigkeit wie die Form kirchlich dogmatischer Bestimmungen hinsichtlich des Bildes erklärt.

Die Kirchengeschichte der letzten und des letzten Jahrhunderts erklärt zur Genüge, warum es eine Wiedergeburt genannt werden muß, daß die bildende Kunst den Versuch gemacht, an das wieder anzuknüpfen, was nie hätte unterbrochen werden sollen. Auch erklärt sie die Erscheinungen und Resultate dieses Versuches in positiver wie negativer Weise. Das Reformationszeitalter hatte den Riß, den es in die europäische Gesellschaft gebracht, auch auf die katholisch gebliebenen Länder, wenn auch nicht hinsichtlich der Dogmen, so doch vielfältig hinsichtlich praktischer Anwendungen übertragen. Die jenseits dieses Zeitalters liegende Kunst ward der Vergessenheit und Geringschätzung überantwortet. Falsches Studium der Antike hatte allmälich von den christlichen Idealen abgeführt und eine gewisse formelle Glätte und Correctheit hatte den mit jedem Jahre sich mehrenden Mangel an Innigkeit und Geistestiefe kümmerlich zugedeckt, und als manche reicher begabte und ehrlichere Männer, hierauf aufmerksam werdend, sich unterstanden, an der unbedingten Vortrefflichkeit der betretenen Bahnen zu zweifeln

und zu behaupten, auch jenseits dieses Zeitalters sei nicht alles Finsterniß und Barbarei, da wurden die alten glorreichen Schulen der Bildnerei unter dem Namen der „Kindheit der Kunst" jedem jungen Künstler verpönt, der sie sich verpönen ließ oder nicht in die Lage kam, mit eigenen Augen zu sehen.

Die Consequenzen der Trennung von der alten Mutterkirche führten im Verlaufe der Zeit den sogenannten Rationalismus herbei, nach welchem die altkatholische Lebensanschauung als ein Inbegriff von Betrug und Betrogensein, von Schwärmerei und Phantasterei sich jenseits in dem volksthümlichen Sprichworte formulirte: „Das ist ja zum katholisch (verrückt) werden."

Wir übergehen die hierher gehörigen Bemerkungen darüber — wie der tolerirt, welcher protestirt, und wie dumm und intolerant es ist, den Protest gegen sich selbst und sein Dasein sich nicht gefallen lassen zu wollen. Wir übergehen die Beschämung so Vieler, welche im dunklen Hintergrunde ihres Wesens noch Reste jener Phantasterei und Verrücktheit erblicken, aber lieber diese ihre innerste Wesenheit verläugnen, als das Bekenntniß ablegen, hinter dem herrlichen Fortschritte einer emancipirten Zeit zurückgeblieben zu sein.

Die Emancipation der Kunst von ihrem natürlichen Boden, der Religion, verstehen wir hier besonders von der bildenden Kunst. Hatte außer der Kirche der Kunstbegriff sich als ein von dieser völlig Unabhängiger ausgebildet, so war der kirchliche Kunstbegriff innerhalb der Kirche in Folge geschichtlicher Ursachen in einer Weise erblaßt, wie sie auf keinem andern Kunstgebiete als der Bildnerei sich wieder findet. Nirgends so wie auf dem Gebiete derselben zeigte sich die Erschlaffung kirchlichen Bewußtseins. Und sie zeigte sich vor Allem in der Behandlung des Bildes und zeigt sich noch so. Es kommt hiedurch die eigentliche und ursprüngliche Aufgabe des Bildes — und zwar hier durch Negation — in recht auffälliger Art zum Vorscheine.

Jener riesige Betrug, welcher, am Baume der Erkenntniß begonnen, im Fortsatz der Geschichte ihren Dualismus fixirt und ihn zu ihrem allgemeinen Typus macht, hat in der Kunst sich vor Allem am Bilde kundgegeben, weil im Bilde, wie in keiner andern Kunst, der Ausdruck des Geistes, sein Erscheinen, seine Offenbarung an die Form gebunden ist, wodurch die bildende Kunst dem höchsten und zugleich lichtvollsten Geheimnisse der Menschengeschichte,

der Menschwerdung Gottes am verwandtesten ist. Das Bild als Götzenbild, der Bildersturm, die Verehrung des Bildes so wie seine Verachtung und sein Mißbrauch zeugen von ihm als von einem ganz besondern Vehikel des Kampfes; eines Kampfes, dem alle andern Kunstformen in gleichem Maße nicht unterworfen sind.

Disciplinare Treulosigkeiten gegen die Kirche waren es, welche man der Kirche als Mißbräuche vorwarf, und durch welche man die Reformation, den Abfall von ihr, rechtfertigen zu können sich den Anschein gab. Nach dem Bruche mit der Kirche führten starrer Eigensinn und formlose Ungebundenheit — freie Forschung — das Werk weiter. Die sogenannten rationalistischen Richtungen sind es vor Allem, von denen Görres' Wort gilt, „daß das jenseitige Licht auch in den katholischen Kirchenhimmel herüber leuchtete." Immer weiter greifende Entfremdung und Entwöhnung von der übersinnlichen Welt — denn darin bestand ja eben die Ratio — mußte die Menschen nothwendig von ihrer eigensten Wesenheit entfernen.

Wie man die Mysterien des katholischen Gottesdienstes, welche jedoch, Dank der göttlichen Leitung der Kirche, fortgefeiert wurden, selbst von besserer Seite auffaßte, mag Folgendes andeuten: — Ich selbst bin im Besitze eines Lehrbuches der katholischen Liturgie, gedruckt in einer bischöflichen Buchdruckerei. In diesem Buche heißt es, und zwar von seinem Standpunkte wohlgemeintester Weise, um das geringe Interesse am Meßopfer durch Seltenheit wieder mehr zu erhöhen und neuerdings zu wecken: „Die Messe werde seltener gefeiert"; noch schöner und charakteristischer aber ist folgender Vorschlag: „Da die Kirche die Anhörung der Messe an Sonn- und Feiertagen befiehlt, so richte man es so ein, daß die Messe während der Predigt gehalten werde, dann haben die Gläubigen, welche derselben, nämlich der Predigt, beiwohnen, beim Verlassen des Gotteshauses auch dem Kirchengebote hinsichtlich der Messe genügt."

In der Vorrede zu dem Leben der heiligen Katharina v. A. in welcher Görres über diese Zustände innerhalb der Kirche sich eingehender verbreitet und in seiner unnachahmlichen Weise allseitig die Wirkungen dieser rationalistischen Entnervung schildert, heißt es: „Was verstand man noch von der Tiefe der Lehren, welche sich hier vollbringen sollten, was von den Mysterien, die man fort feierte,

von den Chorälen, welche unverstanden bei ihrem Feierzuge durch die Hallen nur noch ihr Echo an den Gewölben fanden, was von den tiefsinnigen Bildern an den Wänden, gegen welche man die Löschhörner lehnte, an welche man an Festtagen den Flitterprunk annagelte, welche man auf die Böden, oder — ins Feuer wandern ließ." —

Es sind dieß Worte des treuen Eckart, mit ihnen stehen wir wieder bei unserem Gegenstande, den christlichen Bildern. Diese Worte erklären uns, wenn auch nur theilweise, das sonderbare Verhältniß, in welchem das Bild auch bei wieder erwachtem bessern Geiste heute noch zu andern liturgischen Mitteln und kirchlichen Gepflogenheiten steht. Daß wir hier uns nicht gegen den Brauch erheben, sondern Mißbräuche rügen, sohin den Brauch, wo er eingehalten und beobachtet erscheint, keinerlei Vorwurf trifft, versteht sich von selbst. Daß aber der Brauch vielfältig nicht mehr verstanden wird, ist eine Wahrnehmung, welche nicht widersprochen werden kann.

Eine Mißhandlung der Künste und Mißbrauch derselben wird überall eintreten, wo das reine Gemüthsleben des Volkes gestört wird und im Abnehmen begriffen ist. Dieses reine Gemüthsleben ist unzertrennlich von der Innigkeit des kirchlichen Lebens, das im Verlaufe der Zeiten auf so traurige Weise geschädigt wurde. Diese Mißhandlung der Künste kommt aber am Bilde in weitaus größerem Maße als bei den andern Künsten, und gerade bei ihm in um so unerklärlicherer Weise zum Vorscheine, als gerade dieses mit den bestimmtesten Schutzgesetzen schon seiner Natur nach umhegt erscheint, als gerade seine Bestimmung am wenigsten verkannt, deßhalb aber auch sein Mißbrauch am wenigsten entschuldigt werden kann.

In Kürze nur einige Beispiele:

Tapeten bilden an Festtagen häufig einen Kirchenschmuck. Insoferne sie figurale Darstellungen enthalten, sind doch diese, und nicht der Lappen Stoff dasjenige, was die Kirche schmücken soll. Werden aber profanhistorische, mythologische oder gar frivole Darstellungen hier angewendet, so erscheint dieser vernünftigen Voraussetzung wirklich Hohn gesprochen. Oder die Darstellungen sind wirklich kirchlichen Inhalts, wie z. B. bei den so viel verbreiteten Raphael'schen Tapeten, welche so oft wiederholt

und nachgewebt wurden. Da sehn wir die herrlichen, selbst in der schwächsten Nachbildung noch hinreißenden Conceptionen in der empörendsten Weise gemißhandelt, indem die eine Hälfte derselben durch einen andern Lappen verdeckt, das Verständniß des Ganzen unmöglich macht. Fast lächerlich wird die ergreifende Paulusgestalt mit dräuendem erhobenen Finger, denn über den Zauberer Elimas, den der Himmel mit Blindheit geschlagen hat, und die übrigen Gruppen, hängt ein anderer Fetzen Stoff herab. Hiedurch wird dargethan, daß das Bild als solches gar nicht in Betracht komme, sondern das Gewebe lediglich als Stoff und Drapperie den Raum decken und schmücken solle.

Die Altaraufsätze aus der sogenannten Perrückenzeit, oft aus verschiedenen kostbaren Marmorgattungen, bilden in ihrer architektonischen Gliederung nur die erweiterte Umrahmung des Altargemäldes, und sprechen so das Gefühl und Bewußtsein seiner Bedeutung aus, aber das Bild ist verdorben, oft zerrissen, oder so verdunkelt, daß sein Inhalt nicht mehr zu erkennen ist. Oder es ist zwar noch sichtbar, aber vor dasselbe ist ein anderes Bild postirt, welches die Darstellung, auf welche es hier ankommt, vollkommen verdeckt und dem Auge und der Betrachtung des Beschauers entzieht, so daß, was vom Bilde etwa noch zu sehn ist, bei der Verhüllung der Hauptsache als völlig gleichgiltiges und unverständliches Beiwerk erscheint.

Keine Kunst hat es mit einem so festnormirten, aller Willkühr in Bezug auf seine Theile so sehr entrückten Organismus zu thun, als das Bild in der Darstellung der menschlichen Gestalt. Mit Recht würde man bei einem Tonstücke die Hinweglassung des Anfangs oder der Schlußtakte, oder die sonstige Zerstörung oder Zerreissung seines Gedankenganges als unbegreifliche Barbarei rügen, ebenso bei einem Redewerke, einer Predigt. Würde Jemandem ein Rockschoos abgerissen, oder Gewand und Beinkleid sonst erheblich verletzt, verschämt würde er auf dem einsamsten Wege nach Hause eilen, und in dem Kleide nicht eher wieder erscheinen, bis der Schade gutgemacht und der Fehler ausgebessert wäre. Wie viel mehr ist jedoch der Leib als die Kleider. Ich trete in eine Kirche, da sehe ich Statuen, die eine leere Hand erheben, das Attribut, das sie hielt, ist herausgebrochen, ohne welches die Handbewegung lächerlich und die Statue nicht mehr kenntlich

ist; oder mir begegnet ein anderes Standbild, es mangelt ihm ein Fuß, eine Hand oder ein Arm, nach den obigen Consequenzen mußte, nachdem das Unglück geschehn, die Statue sofort augenblicklich entfernt und nicht eher wieder auf ihr Gestell gebracht werden, bis die Unbilden beseitigt waren. — Aber — das Bild bleibt stehn, Tage, Wochen, Monate, Jahre --! es bleibt in seiner Entstellung — die sich daran ärgern, mögen sich ärgern, ist es doch nur — ein Bild.

Und nun die Bilder im Allgemeinen! welchem Gräuel begegnet man da! und, mit Schmerz muß ich es sagen, vor Allem in unserm lieben Oesterreich. Daß hier von jenen höheren Ansprüchen, welche der Begriff christlicher Kunst oder auch nur der Kunstbegriff von seinem niedersten Standpunkte erhebt, ohnehin keine Rede sein kann, wäre das Wenigste.

Es gibt einen Grad sogenannter Bilder, geschnitzte und gemalte, welchem keine andere Kunst, auch auf ihrer niedrigsten Stufe, Aehnliches an die Seite zu stellen hat; Darstellungen, welche geradezu zu Blasphemien des heiligen Gegenstandes werden, welche das Gelächter des Unglaubens provociren und bei deren Anblick der gläubige Sinn bis zur Erzürnung, wenn nicht zu Thränen, geärgert wird. Wie viel dergleichen sieht man in Kirchen nicht nur auf dem Lande, sogar in Städten, und wie ist nun gar der liebliche, an sich so rührend schöne Gebrauch der Weg- und Feldkapellen in diesfälliger Weise so oft geschändet.

Oft habe ich an maßgebender Stelle meinem Schmerze hierüber Worte gegeben! Gewöhnlich lautete der Trost also, daß mir mit Lachen erwidert wurde: „O! da sollten Sie in diese oder jene Kirche kommen, jene Gegend besuchen, da würden Sie noch ganz andere Dinge sehen.„—

Woher kommt es, daß man über eine gesprochene oder gedruckte Lästerung mit Recht sich noch entrüstet, und über eine gemalte oder geschnitzte lacht? woher, daß man von der Häßlichkeit kaum mehr empört und verletzt wird, während die Schönheit unempfunden an uns vorübergeht, oder Coquetterie und süßliche Sentimentalität für Schönheit genommen wird? Diese Erscheinungen alle finden ihre Erklärung nur in dem durch den Rationalismus zerstörten Gemüthsleben der alten Kirche, das durch die sichtbaren

Dinge sich zu den unsichtbaren erhob, weil es sich gewöhnt hatte, in den ersteren vor Allem die letzteren zu erblicken.

Die Seele des Naturjahres war das Kirchenjahr. Da blühte keine Blume, reifte keine Saat, keine Frucht, ohne daß sie in Gleichnissen gepredigt hätte von ewigen Dingen. Millionen von Menschen lebten ihr Leben still mit ihrem Erlöser, das ihnen im jährlichen Festkreise wiederkehrte. Die Betrachtung war ihnen geläufig — darum auch das Bild verständlich — und ihr Beten war eine Folge vom Betrachten und darum innig, wahr, warm und leicht. Es ist eine des hohen Meisters würdige Definition des Kunstbegriffes, den Overbeck dahin formulirt, daß es die Aufgabe der Kunst sei, den Menschen durch den Reiz der Schönheit zur Wahrheit zu führen.

Wer den ganzen Werth der Wahrheit erkennen will, dem darf neben ihrer Güte auch ihre Schönheit nicht verborgen bleiben. Gegen diese war das rationalistische Kirchenthum, auch wenn es gegen das Dogma nicht verstieß, obschon es seiner Natur nach es verdunkelte, vor Allem gerichtet, ohne sich dessen immer bewußt zu sein. Die von Gott durch die Kirche geregelten Beziehungen der Kinder zu den Eltern, dieser zu den Kindern, der Gattin zum Gatten, was sind sie, und wie sehen sie aus, wenn sie der Liebe, oder was hier gleichbedeutend ist, der Schönheit entkleidet, bloß als Pflichten beobachtet und behandelt werden? Das höchste Gebot, das mit dem Worte: „du sollst" auch die höchste Verpflichtung ausdrückt, endigt mit der Liebe, „du sollst Gott deinen Herrn lieben" u. s. w., und wenn diese Liebe durch das Wort der menschgewordenen ewigen Liebe auch wieder zur Pflicht zurückgeführt wird: „wer mein Wort hält, der ist's, der mich liebet", so ruht doch endlich auch alle Pflichterfüllung und Haltung des Wortes wieder auf der Liebe, denn sie soll die Triebfeder aller Pflichterfüllung sein. Was wir Böses unterlassen, Gutes thun, wir sollen es lassen und thun aus Liebe zu Gott.

Jene dürre, dem ächten kirchlichen Geiste so ferne liegende, meist mit einer stoischen Hoffart tingirte theoretische, oft sophistische Moralität, wie sie der Humanismus und Rationalismus geschaffen, und welche mit ihrer nüchternen Scheinwahrheit im letzten Jahrhundert auch die Kirche — oder besser — viele ihrer Diener gestreift, hat die Elemente der Schönheit in ihren tiefsten Grund-

lagen geschädigt und — ein viel feinerer Bildersturm, obgleich dem früheren rohen und wilden in seiner tiefsten Wesenheit doch sehr verwandt — Bild und Kunst dem Leben vielfach entfremdet.

Das Bild ist, wie der Gipfel, so die Unterlage alles Erschaffenen, der tiefste und wesentlichste Inhalt aller Künste.

War die einstige Menschwerdung Gottes schon vor aller Schöpfung der Rathschluß Gottes, so erscheint die Schöpfung als Veräußerlichung der göttlichen Gedanken, eine sichtbare Darstellung derselben in einer Fülle von Bildern, und wurde sie mit der Schöpfung des Menschen, der sichtbaren Darstellung Gottes als seines Ebenbildes, gekrönt, so erscheint dies Alles nur wie die Morgenröthe jenes Tages, von dem der Erlöser spricht: „Abraham freute sich, meinen Tag zu sehen“ u. s. w., den Tag, in dessen Lichte wir das Licht schauen, alle Dinge in ihrer wahren Gestalt sehen, und unser wahres und richtiges Verhältniß zu ihnen.

Aller Schöpfung wohnt ein Ausdruck, eine Analogie, eine Beziehung zu Ihm, durch den sie geworden, bei. Die Bilder der Natur sind Bilder von ihm, und die Sehnsucht edlerer Geister, von dem gewöhnlichen Treiben der Menschen weg, hinaus in die reine unentweihte Natur ist eigentlich Sehnsucht nach ihm und prägt der Gottesdichtung der Schöpfung den Charakter des Elegischen auf. Allmälig beginnt die gläubige Seele jene unnachahmlichen paulinischen Worte von der schmachtenden und seufzenden Kreatur nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes zu ahnen, zu verstehen, und daß nur frei sei, wer in Gott ist.

Es ist eine von der Theologie angenommene, in der Praxis der Kirche gerechtfertigte und in der Aufeinanderfolge der Schöpfung zur Darstellung gelangte Wahrheit, daß Der, durch welchen alle Dinge geschaffen sind, endlich selbst aus dem rein geistigen Heiligthume der Gottheit heraus und in die Sichtbarkeit treten, mit einem Worte, daß Gott Mensch werden sollte, ohne sein Sein in Gott zu verlassen oder im Mindesten aufzugeben. Es war das Urbild und zugleich das Vorbild der einstigen Menschwerdung Gottes, das — nachdem durch das Wort alle göttlichen Gedanken von einer sichtbaren kreatürlichen Welt verwirklicht und in's Dasein gerufen waren — in der Schöpfung des Menschen, als eines Ebenbildes Gottes, dem Kreise der Bilder seinen letzten, höchsten und bedeutungsvollsten Schlußstein einfügte, und den Begriff des Bildes

für alle Zeiten erklärte, und seine Reinheit mit der göttlichen Schranke des Gebotes umhegte.

Gott ist ein Geist, und wenn er sich in einem Leibe darstellt, so können die leiblichen Fähigkeiten nur Vermenschlichungen göttlicher Eigenschaften und Kräfte, also Vorbilder der künftigen prototypen Menschwerdung sein, und müssen einen so umfassenden Begriff dessen, was wir unter dem Namen „Bild" uns zu denken haben, fixiren, daß wir über die Aufgabe aller menschlichen Bildnerei sowohl, als über deren in Folge der Erbsünde eingetretenen Mißbrauch auch des Bildes nicht mehr in Zweifel sein können.

Zu welcher Höhe übrigens der menschliche Leib emporsteigt, wenn wir uns gewöhnen, im Lichte der Offenbarung seine Organe, Kräfte und Fähigkeiten als Darstellungen göttlicher Gedanken, als Diener heiliger Liebesgesetze und Ordnungen aufzufassen, dafür kann kein treffenderer und schönerer Ausdruck gefunden werden, als das Wort des Apostels: „Ihr seid Tempel des heil. Geistes."

Unter dieser allein richtigen Auffassung gestaltet sich die den Menschen umgebende Natur zu einem heiligen Vorhofe, in dessen Räumen auch die geringsten Dienste und Beschäftigungen in inniger Beziehung stehen zu einer innern Fülle und Herrlichkeit, die wir hienieden nur ahnen, die uns nur als Poesie berührt im oben angedeuteten Sinne, die aber einst, wenn Wahrheit und Wirklichkeit Eins sind, alles wahrhaft Lebendige und deshalb Unvergängliche sammeln werden zu einem neuen Himmel und einer neuen Erde.

Das ist das Wesen des Menschen, daß er empfänglich ist für das Höchste; dieser Empfänglichkeit, dieser Gabe zu vernehmen, die wir Vernunft nennen, tritt die Offenbarung gegenüber. Das Höchste, das Heiligste und Lichtvollste gibt sie in seine Hand, ihm eine Leuchte zu sein für die Erscheinungen des Niederern und ihrer Erkenntniß, und die Natur aus der Höhe seines Verhältnisses zu ihr zu betrachten. Im katholischen Credo oder Glaubensbekenntnisse liegt auch alle Erkenntniß, alle göttliche Wissenschaft hoher und höchster Dinge. Mit dem Credo und der Erkenntnißfülle seines Inhalts ist uns aber auch der Schild gegeben gegen die Geister der Negation. Es enthält und umfaßt die Bejahung alles dessen, was die Verneinung uns rauben will. In dieser Veste des Glaubens, auf so wenige Worte beschränkt, ist keine Lücke gelassen, durch

welche der Feind eindringen könnte. Gott, Natur und Geschichte, Zeit, Ewigkeit und Unsterblichkeit sind uns nicht nur genannt, sondern auch erklärt. Außerdem aber umfaßt diese Namhaftmachung auch den ganzen Kriegsplan des Widersachers gegen uns. Das ganze Reich und Arsenal der Lüge können wir von dieser Warte des Glaubens überschauen. Es gehört zu den christlichen Bildern, wenn wir uns die auf der Zwölfzahl der apostolischen Lichtboten ruhenden zwölf Artikel als ebenso viele unüberwindliche Burgen denken, gegen deren eine oder mehrere der Abgrund seine Sturmböcke führt. Vertheidigen wir nur diese, so haben wir das ganze Reich der Wahrheit vertheidigt, und für uns gerettet und erhalten. Wir haben die Einheit, ohne sie in der Einerleiheit zu suchen oder in der Entzweiung und unvermittelten Vielheit zu verlieren, und mit ihr die Harmonie unseres Wesens mit Gott, Natur und Geschichte gefunden.

Das in Zeit und Raum verlaufende Menschenleben ist eine Wanderung durch einen immer sich wiederholenden Bildercyclus, den der Kalender theoretisch umfaßt. Wenn ich sage: Ich bin sechzig, siebzig Jahre alt, so heißt das: Ich habe diesen Cyclus sechzig, siebzigmal durchlaufen. Die Bilder haben sich nicht geändert, aber ich habe sie von verschiedenen Standpunkten gesehen. Sie waren und bildeten meinen Leib, stellten aber meine Seele vor. Ich selbst war einst der Frühling, und als Frühling sah und durchlebte ich die andern Jahreszeiten, und trug diesen meinen damaligen Standpunkt durch sie hindurch, selbst in den Winter hinein. Unvermerkt ward ich zum Sommer, zum Herbst, zum Winter, und mit den Augen des Herbstes, des Winters blicke ich nun auf den Frühling zurück. Was ich damals fühlte und nicht verstand, fühle ich nicht mehr, aber ich verstehe es, und dieß Verständniß erzeugt in mir ein anderes und höheres Gefühl, so daß ich den Verlust jenes Gefühls für keinen Raub achten, sondern in ihm nur den Uebergang meiner Entwicklung in ein höheres Stadium erblicken kann.

Im Lichte des Christenthums verklären und erklären sich uns so viele dunkle Instinkte des Heidenthums, und gefahrlos können wir sie in die Reihe unserer Anschauungen aufnehmen, wie das vaticanische Museum die Gebilde klassischer Kunst. Nicht mehr befangen in ihrem täuschenden Reize verstehen wir den Gedanken

einer Allmutter Natur in einem ganz andern Sinne, seit dem wir den Vater kennen durch den Sohn. Alle natürlichen Bezüge erweitern sich und befreien uns aus den Schranken der Instinkte, uns selbst und die letztern in die Region des Bewußtseins erhebend, des Bewußtseins von uns selbst und unserer zusammengesetzten Natur, und indem wir die alles hervorbringende Natur selbst als eine hervorgebrachte, ehe sie darstellen konnte, selbst dargestellte Creatur auffassen, entdecken wir in unserer Fähigkeit, auch unsererseits darstellen zu können, einen Zug alter Gottebenbildlichkeit.

Haben wir unser Menschenwesen als ein Doppelleben von Natur und Geist begriffen, so werden wir in unserer irdischen Mutter, welche uns in ihrem Schooße getragen und groß genährt an ihrer Brust, ein Bild unserer geistigen Mutter, der Kirche, um so lieber erkennen, so inniger lieben, als uns der Schöpfer der Welt auch der Gründer der Kirche ist.

Die Natur ohne Kirche hat keine Bilder. Oder soll der Mensch ein Bild des Menschen sein? Das ist Unsinn. Der Grieche strebte die Darstellung des Gottes an, wenn er seine Menschengebilde schuf, das ist die Wahrheit an der sonst irrthümlichen Anwendung. Wenn der Mensch ein Bild ist, so ist er ein Bild Gottes, dessen Ebenbild, die sichtbare Darstellung eines Unsichtbaren. Das geht tief herab, und findet sich als Bild der Verkehrtheit in aller Verkehrtheit wieder. Ist die Schrift eine Darstellung der Schrift? oder ist sie eine Sichtbarwerdung und Mittheilung des unsichtbaren Gedankens? — Ist das Erste der Fall, so hat sie ihren Zweck auch bei dem des Lesens Unkundigen erfüllt.

Nach dem praktischen Verfalle der Urreligion und der sittlichen Entartung jener Geschlechter erfolgt die Fluth. Nachdem die Form des Gedankens ihre Einheit im Ausdrucke des Wortes durch die Sprachverwirrung bei den spätern Noachiden eingebüßt und durch den Babelbau auch ein geistiges Babel begründet, und mit der Zerklüftung des einheitlichen Gedankens in die unvermittelte Sprachenvielheit auch eine Zertrümmerung des höchsten Gedankens zu einer Göttervielheit verwirrt, tastet das Menschengeschlecht nach einem rettenden Widersatze seiner chaotischen Existenz. Es ist das dunkle Gefühl der Nothwendigkeit einer Art

Kirche der zertrümmerten Harmonie von Gott, Geist und Natur gegenüber, das in den Kosmogonien, Kosmologien und Theogonien, in allen Göttersystemen und Cultusformen Boden sucht, und Bilder für das verfinsterte theils verlorene Menschenbild, das zugleich die Wahrheit der Dinge und ihr reiner Spiegel zu sein bestimmt war.

Das reflektirende Bewußtsein der Heidenwelt, je ferner der Uroffenbarung, je getrübter fließend und durch die Zuthaten der verderbten menschlichen Natur immer mehr sich trübend, verlor zuletzt fast alles Verständniß jener Urwahrheiten, von denen seine Anfänge abgeleitet waren. Das Verhältniß der Vorkirche als eine Ausscheidung vom Heidenthume, damit sie von dorther so wenig als möglich beeinflußt werde, und in sich selbst erstarke und ethisch und geschichtlich sich entwickeln könne, muß dem unbefangenen Geiste um so mehr schon als göttliche Institution erscheinen, als er in der vollendeten Kirche die Mission erblickt, mit allen Waffen des Lichtes ausgerüstet als Lehrerin zum Heidenthume zurückzukehren und seine Finsternisse zu erleuchten.

Das Wort des Herrn an Abraham, den Vater der Gläubigen: „Zeuch aus deines Vaters Land und Haus und von deiner Verwandtschaft u. s. w." und jenes andere Wort des Heilands: „Geht zu allen Völkern, taufet sie und lehret sie alles halten u. s. w." können als Glieder einer und derselben Kette nicht mehr verkannt werden.

Wenn die Größe und Bedeutung der christlichen Bilder ihrer Natur nach in der Typologie, und diese wieder vorzugsweise in der Vorkirche des alten Bundes wurzelt, und die Richtigkeit der Sache und ihre tief greifende Wahrheit den scheinbaren Zwang, mit welchem das christliche Mittelalter diesen Gegenstand mitunter behandelte, vollkommen entschuldigt, so bliebe die universale, über alle andern oder profanen Bilder unendlich erhabene Bedeutung jedes christlichen Bildes diesem typischen Standpunkte auch dann für alle Zeiten gesichert, wenn ihr Kreis an äußerer Ausdehnung sich auch um keine Spanne mehr erweiterte. Der Grundzug aller darstellenden Kunst, in tausend Spuren der unbeseelten Natur aufgeprägt, bis zum Menschen hinauf reichend, erhebt sich hier zu einer allgültigen Erklärung des Bildes überhaupt, das auf seiner Höhe zwei Begriffe einschließt: den seines eigenen, in die

Erscheinung tretenden Seins, und den der allgemeinen Bedeutung dieses Seins.

Wenn es eine Erklärung für den Materialismus gibt, so liegt sie von vorn herein im Unglauben, durch welchen die Stellung des Menschen zur Natur eine völlig verschrobene und unwahre wird, während der Offenbarungsglaube an sich schon eine Erkenntniß gewährt, deren Höhe, von diesem Glauben abgesehn, keinerlei Forschung auch nur annähernd erreichen kann. Im Menschen sind Natur und Geist so wunderbar verbunden und in einander verwoben, daß er die Gränzen nur in den Ansinnen, welche der Glaube ihm als Pflichten auferlegt, finden und entdecken kann. Hat er das Pflichtgefühl für die Glaubensaufgaben verloren, so fehlt ihm das Regulativ für alle richtige Beurtheilung sowohl seines Geistes, als seines Naturantheiles, und der Wahnsinn wird erklärlich, wie er ein bloßes Walten der Natur, z. B. das Phosphorisiren seines Gehirns, der Welt wieder als Forschungsresultate verkaufen will. Des Glaubenslebens und Glaubenslichtes baar, dürfen wir nicht hoffen, durch Verstand und Vernunft einen Lichtersatz für jenen unaussprechlichen Verlust zu erhalten. Indem wir jenem Lichte widerstanden, haben wir für uns diese beiden untergeordneten Lichtquellen verstopft. Wenn der Mensch der bloßen Natur verfällt, verfällt er zugleich der Unnatur, weil die Höhe seiner Körperlichkeit bereits in Regionen hineinragt, wo es Entscheidung und Entschiedenheit gilt. Eben diese Höhe ist es, in welche die Erbschuld aus den geistigen Gebieten herunter greift, und ohne den Glauben auch die untern Gebiete zerstörend berührt, von der persönlichen Sünde gar nicht zu reden.

Alle Erforschung der Natur seitens des Menschen kann nur von jenen Eigenschaften seines Wesens ausgehen, welche ihn und die eine Hälfte desselben über die Natur stellen, von seinem Geiste nämlich, dessen Verhalten der Offenbarung gegenüber, den Werth oder Unwerth aller seiner Hervorbringungen im ethischen, scientifischen oder artistischen Lebensgebiete bestimmt.

Wäre ein Versenken, ein Aufgehen des Menschenbegriffs in seiner Körperlichkeit im Sinne des Materialismus denkbar, so würde alle Forschung über sein Wesen zum Unsinn. Denn unter Voraussetzung solcher Befangenheit in der bloßen Natur müßte der Mensch jede Frage über seine Wesenheit, und könnte sie nicht

anders beantworten, als jener General in Maistre's Soireen von St. Petersburg, der, über die Details einer Schlacht befragt, erwiederte: „er könne über solche kein Urtheil abgeben, weil er die Schlacht mitgemacht." Mit geringer Umdichtung würde diese Wahrheit durch das Wort des Erdgeistes (in Göthe's Faust): „du gleichst dem Geist, den du begreifst", zu erschöpfen sein. Mit meinem Geiste über meiner Natur, dem Mikrokosmus unter dem Lichte der Offenbarung stehend, sehe ich die Natur in ihrer großen Allgemeinheit richtig an, dieser Standpunkt befähigt mich, auch in Detail-Forschungen hinabzusteigen, mit der Leugnung dieses Geistes und der Offenbarung falle ich in und unter die Natur hinab.

Diese Unterscheidungen allein können uns den Begriff des Bildes und diesen durch den Begriff des christlichen Bildes sichern.

Das Bild ist die Darstellung eines Dinges, einer Sache außer ihr.

So war das erste Bild, dem dieser Name gebührte, der geschaffene Mensch, das Ebenbild Gottes, eine Darstellung Gottes, außer Gott. Ist mein Gesicht Ausdruck meines Geistes, so ist es dessen Darstellung außerhalb dieses Geistes, Ausdruck, Heraustreten, Oeffnen, Offenbarung desselben außer ihm, und so ist es Wahrheit, dargestellte Wahrheit. Die Schöpfung ist nicht Gott, sondern Offenbarung, Darstellung, Veräußerlichung göttlicher Gedanken, und sohin Bild. — Die Darstellung Gottes in der geistigen Schöpfung, in der Engelwelt, hat an einem Theile derselben, welche in Folge ihrer Freiheit den Charakter des Bildes zerstörten, indem sie nicht mehr Gott darstellen, sondern Gott sein wollten, sich zur finstern dämonischen Welt entstaltet, deren Dasein nun auch in die Reihe der Bilder getreten ist, von denen wir hier handeln, und in denen der Begriff des Bildes als Darstellung dessen, was ist, seinen geschlossenen Kreis, seine Form, den Widersatz aller Unform findet.

Wenn das Christenthum die lichtvolle Erklärung aller religiösen Anschauungen aller Völker vorchristlicher Zeit ist, so erklärt es allein auch die Gründe der modernen Abkehr von seinem Lichte, die Lehre von den überwundenen Standpunkten, den unendlichen Fortschritt ohne allen Standpunkt, welcher wie das wilde Heer zwischen Himmel und Erde dahin raset, und die kostbaren Lebenskräfte und Tage von Tausenden jämmerlich vergeudet, indem er sie mit den

Begierden der Ehrsucht, der Genußsucht und der Habsucht wie mit Hunden durch die Spanne irdischen Daseins hetzt. Zu Christo, dem wiederhergestellten und wiederherstellenden Menschenbild, dem neuen Adam tritt jenes Zerrbild der Finsterniß in der wilden Einöde mit denselben Waffen wie zu den ersten Menschen im Garten Eden, und wie es dort siegte, wird es hier besiegt. Die Waffen (wir nannten sie eben) sind ewig dieselben. Auf der Mittagshöhe der Erdenzeit stehen sich die Widersätze aller Geschichte leibhaftig gegenüber: Christus und Satan. Er ahnte etwas Großes in dem wunderbaren Wüstenbewohner, etwas ihm Unheimliches, da sieht er ihn einem menschlichen Bedürfnisse anheimgegeben, sieht ihn hungern, sogleich ist er zur Hand. „Esset", sprach er im Garten am Baume mit der lockenden Frucht zum Weibe. „Mach Brod aus diesen Steinen," ergeht hier sein Rath an den Mann vom Weibessamen. Entkräftete er dort die Todesdrohung des Ewigen mit dem Lügenworte: „Ihr werdet nicht sterben", so lautet hier dieselbe Verheißung (unter veränderter Formel, dem Sprichworte entlehnt): „Stürze dich hinab und die Engel werden dich tragen". Endlich — Rerum cognoscere — die weltumspannende Erkenntniß des Guten und des Bösen, aller Reiche des Geschaffenen und ein Sein wie die Götter und ihre Herrschaft über diese Reiche, auch dieß wird ihm gezeigt von der Spitze des Berges, und ihm zu geben versprochen unter der Bedingung — der Teufelsanbetung. Hier aber zerstiebt vor dem Worte des Ewigen aus menschlichem Munde, vor dem Urbilde aller Dinge, die Versuchung des Zerrbildes und der Sohn Gottes geht hin, ein Diener zu sein seiner Brüder, der Menschen, wie ihm die Engel dienten, als der Verderber ihn verlassen hatte.

Der Begriff des Bildes (alle heidnische Bildnerei mit eingeschlossen) ist ohne Christenthum — wie alles Leben überhaupt — unverständlich. Denn nur im Christenthume haben wir die Geschichte und Philosophie des Bildes, seiner Schöpfung und Grundidee, seiner Entstellung und Wiederherstellung. Nur dem christlichen Geiste ist das Verständniß einer Schönheit möglich, wie sie z. B. in dem Bilde liegt, mit welchem Markus den Bericht der Versuchung in der Wüste schließt: „Er (Christus) lebte unter wilden Thieren, und die Engel dienten ihm." — Mit der Abnahme des christlichen Geistes verdämmern alle Bilder in einem falschen Realismus. Was gläubige Zeiten und Menschen entzückte, wird gleich-

giltig, endlich widerwärtig. Aus der sichtbaren uns umgebenden Welt weicht alle Idealität und höhere Wahrheit, und zurück bleibt eine schwere, schwunglose, tief unwahre Wirklichkeit. Die Bekanntschaften und der Umgang unserer Seele mit Heiligen und Engeln erkaltet, wir fliehen nur die Leiden, nicht aber die Sünde, suchen nur den Genuß, aber keineswegs Tugend und innere Vollendung. In dem Maße als wir hienach aufhören, Gott und Welt und uns selbst zu verstehen, halten wir unsern Verstand für wachsend. Wie die Natur sich uns entseelt, so geschieht es auch mit der Geschichte. Das tiefste, innerste göttliche Leben derselben, die Offenbarung Gottes im Fleische und alles, was damit in Beziehung steht (und das ist eben mit Allem der Fall), wird uns zur Legende, zur Sage, zur Mythe, zum Traume; dieser Schlaf unserer Seele erscheint uns als das rechte nüchterne Wachen und die Erstorbenheit unserer edelsten Kräfte als praktische Geistesunbefangenheit.

Das Kirchenjahr mit dem Naturjahre verwoben, ist ein vollendetes Bild der Menschennatur und ihrer zur Einheit verbundenen Zweiheit von Leib und Geist. Der Begriff des Bildes knüpft sich in seiner Vollendung überhaupt vor allem, um nicht zu sagen ausschließlich, an den Menschen; was wir von Naturformen und Eindrücken sonst gewöhnlich Bilder nennen, sind nur einzelne Züge, Theile großer Kathegorien von Wesen, welche in ihrem Verhältnisse zum Menschen im Menschen erst zur Ahnung oder zum höheren Verständnisse gelangen. Das Bild aber ist der Mensch, und umfaßt drei Begriffe: seine ursprüngliche Reinheit, seinen Fall und die mit ihm verbundene Entstellung, und seine Wiederherstellung oder Erlösung. Das Kirchenjahr ist die geschichtliche und thatsächliche Wiederholung derselben, an selbe knüpfen sich alle christlichen Bilder, wie das Verständniß des Bildes überhaupt.

An der Größe des Unglücks und des Elends wird der Werth der Hilfe und Rettung ermessen, aus den Finsternissen dieser Welt zum Lichte einer höheren Wahrheit erwacht, erschließt sich der christliche Sinn für die Schönheit und Bedeutung des christlichen Bildes, es möge nun die betrügliche Wahnhülle von unserem Erdendasein hinwegziehen, oder uns auf unserm heimischen Boden, hier im Lande der Verweisung die himmlisch süßen Anfänge einer jenseitigen Vollendung darstellen.

Wer die Culturverhältnisse der vorchristlichen und christlichen Welt kennt, und auch nur vom Standpunkte des gewöhnlichen Humanismus mit einander vergleicht, muß mit Begeisterung den Beginn des Christenthums als den Eintritt einer Rettung, oder besser — Begründung, Wiederherstellung allgemein christlicher Ideen, von denen seit der Völkertheilung im Leben der Nationen mehr keine Rede war, begrüßen. Die Tiefe jenes Unglücksgefühls, welche bei den antiken Tragikern so oft sich Luft macht, und welches Homer so drastisch und stark in dem Gedanken ausdrückt: „daß unter allem, was da Leben hat und sich reget, es nichts so jammervolles gibt als den Menschen", wie einfach erhaben erscheint sie beim Propheten: „Nacht bedecket die Erde und Finsterniß die Nationen, allein über Dir (Jerusalem) geht der Herr auf, und seine Herrlichkeit strahlt über Dir", und Paulus im mächtigen Gefühle dieser Gegensätze ruft aus: „Die Nacht ist vergangen, der Tag ist angebrochen" u. s. w.

Die christlichen Bilder greifen weit in die Dämmerungen des alten Bundes zurück. Dort sind sie Typen der kommenden Zeitenfülle, wie die organische Natur Typus des Geistes ist.

Madonna.

Nicht Beschreibungen wirklich vorhandener, gemalter oder plastischer christlicher Bilder wollen wir geben, sondern an der Tiefe und Allgemeinheit ihres Inhaltes ihre Bedeutung für unser Leben, der außer- oder gar widerchristlichen modernen Bildermacherei gegenüber, einigermaßen nachweisen.

„Deine Geburt, o Jungfrau, hat der ganzen Welt Freude angekündigt", mit diesen Worten beginnt eine kirchliche Antiphone am Tage Maria Geburt.

Wie ein liebliches, trostreiches Morgenroth nach einer wilden gespenstischen Sturmnacht über der Erde aufgeht, und ein verirrtes Kind bei seinem Lichte die verlorne Mutter wiederfindet, solch tröstliche Freude ist unserm verirrten, verlornen Geschlechte der Eintritt der Mutter Gottes in die irdische Zeit.

Man braucht sich nicht auf den scheußlichen Dienst des Moloch oder der phönizischen Astarte zu berufen, um die schreckliche Weltlage der vorchristlichen Zeit nachzuweisen, jeder Göttercult mit Ausnahme keines Einzigen hatte des Gräuelhaften genug, um an

seinen Schrecken die himmlische Wohlthat der Zeitenfülle zu ermessen, welche mit dem Eintritt der Jungfrau in die Geschichte begann. Die schönen Landschaften unserer Erde, sie mochten wie die edlen Züge einer Leiche, wie die Ruinen eines zertrümmerten Prachtbaues an nichts als an untergegangene Herrlichkeit erinnern, aber als der Fuß der Gebenedeiten durch Feld und Haine und Gebirge wandelte, ward die Natur von der Gnade berührt, ihre erstorbenen Züge belebten sich mit neuem Leben unter dem Strahle unbedingter, gänzlich unentweihter Schönheit. Muthet es uns doch an wie das zeitliche Symbol eines ewigen, nie mehr endenden Frühlings, wenn die Kirche am Heimsuchungsfeste ihren Kindern die Stelle des hohen Liedes vorliest: „Steh auf, meine Taube, meine Vielgeliebte, siehe, der Winter ist vergangen, aufgehört hat die Regenzeit, die Turteltaube läßt sich hören in unserem Lande ꝛc. ꝛc.“; und was war die Jungfrau schon in der umnachteten Welt des Heidenthums?

Ja sie ist die Voraussetzung aller Geschichte. Das fällt mir immer bei den Madonnen Raphaels ein. Diese sind eigentlich keine Andachtsbilder im Vergleich früherer und selbst gleichzeitiger Darstellungen, z. B. von Francia. Ihre Schönheit ist vielleicht zu irdisch, und dennoch liegt gerade in diesem Umstande ein Zug von Wahrheit, den man nicht ungewürdigt lassen kann.

Da sitzt sie die Jungfrau und Mutter! ohne welche der Muttername nie wäre ausgesprochen worden, wenn die Erbsünde die Wirkung gehabt hätte, welche ihr Urheber erwartete. Da sitzt sie in freundlicher grüner Landschaft, Sie, auf deren Erschaffung die Erhaltung des Menschengeschlechtes gegründet ist. Die Grazien, um heidnisch zu reden, scheinen diese Bilder der Jungfrau-Mutter mit ihrem wunderbaren Kinde und seinem kleinen Wegbereiter eingegeben zu haben, aber im urchristlichen Sinne, welcher das Heidenthum erleuchtet und bekehrt, nicht todtschlägt, sondern tauft, ist sie die Mutter der Grazien und alles dessen, was schön ist auf dieser Erde. „Gratia plena“ ist wohl die umfassendste Bezeichnung ihrer gebenedeiten Wesenheit.

Eine vernünftige Philosophie der Geschichte muß nothwendig christlich sein, weil alle Geschichte auf dem historischen Christus beruht, und weil der historische Christus kein anderer als der Christus der Offenbarung ist.

Deshalb erschöpft der sonst so wahre Ausspruch Johannes von Müllers: „Nehmet Christum aus der Geschichte, und sie ist finster und gestaltlos," die Sache nur halb, weil hiermit nur eine Fälschung der concreten Geschichte bezeichnet, nicht aber der Charakter derselben, ihr Fundament als Voraussetzung ihres Bestandes im Allgemeinen dargestellt erscheint, denn ohne Christus gibt es keine finstere und gestaltlose, sondern überhaupt gar keine Geschichte. Seine Geschichte aber hat wieder die Jungfrau und Mutter zur Voraussetzung. Wie die auf Ihn gegründete, trotz dem Tode des Einzelnen erfolgte Erhaltung des Geschlechtes auf der gewöhnlichen Generation durch den Mann beruht, so beruht sein Eintritt in die Zeitwelt auf dem Weibe, und zwar auf dem Weibe als Jungfrau. „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir, der Schlange und dem Weibe und zwischen deinem Samen und ihrem Samen, und sie wird dir den Kopf zertreten." So wird im Bilde ihre unbedingte Makellosigkeit dargestellt.

Dies göttliche Wort vom Weibessamen hat in der Geschichte selbst des Heidenthums sich in den großartigsten unwidersprechlichsten Monumenten erhalten. Die Erwartung des Heiligen und Gerechten, des Schlangentreters, mit dessen Geburt eine neue Ordnung der Dinge beginnen soll, findet sich überall unter den Völkern des Alterthums: in den indischen Vedas, in den kanonischen Büchern der Chinesen, im Zendavesta der Perser, in den Mysterien der Egypter und Griechen, in den pontifikalen Institutionen der Römer und in der nordischen Edda.

Während die unfreie und verachtete Stellung des Weibes an die Sünde unserer Stammmutter erinnert, und die bei vielen Völkern (außer dem hebräischen) übliche Beschneidung auf jene Schmach hindeutet, welche an der Generation haftet, während nicht nur die Lebenspraxis, sondern selbst der scheußliche Götterdienst Zeugniß gibt, von den Begriffen, die das Alterthum von sittlicher Reinheit und Keuschheit hatte; verkünden die fast klösterlichen Jungfraueninstitute beinahe aller Völker selbst in ihrer größten Verdunklung die Erwartung des Retters nicht von der natürlichen Vermischung der Geschlechter, sondern von der Jungfrau, oder vom Weibessamen. Was in dieser Hinsicht die Vestalinnen des alten Rom waren, bestand mit geringen Modifikationen fast bei allen Völkern, und als bereits fünfzehn Jahrhunderte nach der

gnadenreichen Erfüllung der Prophezie des Jesaias: „Siehe die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären," vergangen waren, fand sich in dem neu entdeckten Welttheile dieselbe Einrichtung in den Sonnenjungfrauen wieder. Daß die christlichen Bilder über die Sterne reichen versteht sich, aber sie stehen auch in den Sternen. Die Fleischwerdung eines erlösenden Gottes in einer Jungfrau hatte fast in allen Theogonien Platz gegriffen. Kreutzer in seiner Symbolik gibt ein Bild der indischen Dohibaki, der Gebärerin des Chrischna, des menschgewordenen Vischnu, der zweiten Person der indischen Trimurti, welche als Madonnenbild in jeder Kirche stehen könnte. Sching-Mu, die heilige Mutter der Chinesen, auch die Mutter der vollkommenen Intelligenz, deren Bild wie ein Geheimniß im Hintergrunde der Tempel aufgestellt, und mit einem seidenen Vorhange verhüllt war, trug ihr Kind entweder auf ihrem Schooße oder auf den Händen, und ihr Haupt war mit einer Glorie umgeben. Auch sie blieb Jungfrau, als sie Mutter ward. Bei den Germanen hatte die Jungfrau einen eigenen Cult, die Druiden bewahrten im innersten Heiligthume die Statue des zukünftigen Befreiers; so waren in mehreren Städten Galliens der gebärenden Jungfrau besondere Altäre errichtet, und bei der Auffindung diesbezüglicher druidischer Spuren in Chalons in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts wird von französischen Gelehrten einer weiblichen Statue erwähnt, welche am Fußgestelle die lateinische Inschrift trug: „Virgini pariturae druides." Im alten Babylon und Assyrien bestieg eine priesterliche Jungfrau jede Nacht die auf der siebengestuften Pyramide errichtete Zelle, der Herabkunft eines Gottes gewärtig. Endlich sind die Buhlschaften der Götter mit sterblichen Jungfrauen nichts anders, als dämonische Verzerrungen dieses Weltmysteriums höchster Reinheit, und müssen Zeugniß geben (die scheußlichen Götzen Indiens sowohl, als die zierlichen Götterbilder Griechenlands) von dem, was den alten Völkern die darstellende Kunst war, und wozu sie sie verwendeten, wie die Anwendung der Kunst auch bei Luxusgegenständen immer an Ideen sich anschmiegte, welche sie für wahr und heilig hielten, auch dafür gibt es zahllose Beispiele in den auf uns gekommenen Resten des Alterthums.

Das Sonnenweib der Offenbarung Johannis mit dem Sternenkranze und dem Monde unter den Füßen ist nichts anderes,

als die Jungfrau, welche die Egypter in ihrem Thierkreise hatten, und welche dargestellt ist, wie sie ihren Sohn säugt; in anderen Zodiakal-Zeichen kommt dasselbe Bild als Jungfrau mit der Aehre vor, ihre Fruchtbarkeit anzudeuten.

Diese wenigen flüchtigen Andeutungen halten wir für unsern Zweck genügend, und die weitschweifigsten, übrigens äußerst interessanten Studien lassen sich endlich in den Ausspruch eines der gründlichsten Forscher und Kenner der Völkermythen zusammen fassen: „Es ist ein stehender Glaubensartikel der Heidenwelt, daß der Erlöser ohne Zuthun eines Mannes von einer reinen Maid geboren werden solle und diese Klänge aus der vorchristlichen Zeit erklären die Fassung des Marienliedes beim alten Dichter:

„Ich han mir userkoren
Ein minnekliche Meid
Jo vor viel tusend joren
Ist viel von ihr geseit."

So finden eine Menge Heiligthümer der alten Welt ihre Deutung, und es kann für uns keinem Zweifel unterliegen, wer die war, die in allgemeiner, wenn auch dunkler Weltahnung die Athener zur Patronin sich erwählten, und ihr den schönsten Tempel, das Parthenon auf der Acropolis erbauten. Ein absichtloser Hinweis darauf mag die auf den Fundamenten eines Minerventempels erbaute Kirche St. Maria sopra Minerva zu Rom sein.

Die beiden idealen Lebenszustände des Weibes, der Jungfrau und Mutter, welche in der gewöhnlichen Ordnung der Dinge sich gegenseitig ausschließen, in Maria bleiben sie ewig vereint und bilden in ihr die Grundlage aller jener höhern Ideale, wodurch sie die Einzige ihres Geschlechtes, die Gebenedeite unter den Weibern nur einem unter allen Geborenen nachsteht, und dieser Eine ist ihr und unser Gott und ihr Sohn.

Mutter Gottes! ein kurzes Wort, aber es umschließt den Gedanken einer seeligen Ewigkeit für Millionen, und es gibt nichts Großes, Heiliges und Schönes im ganzen Universum, worauf dieses Wort nicht Bezug hätte. Alle Natur- und Geschichtsphilosophie culminirt in diesem Worte, denn Sie war die Voraussetzung, unter welcher nach der Schuld die Natur und Menschenwelt erhalten und eine Geschichte möglich wurde.

Wenn Eichendorff singt: „ Dich sehe ich in tausend Bildern Maria lieblich ausgeprägt", so geht eine Ahnung ihrer universalen Herrlichkeit durch seine Seele, wie wechselnde Sonnenblicke und Wolkenschatten über eine reiche schöne Gegend hinfliegen, und in unendlicher Mannigfaltigkeit alle landschaftlichen Gegensätze in einer großen allgemeinen Harmonie auflösen. Die enge Abgeschlossenheit der jungfräulichen Zelle, wo auf den Gruß des Engels die Herrlichkeit des ewigen Lichtes in die Umschattung der menschlichen Natur sich hüllt, und in der engen Haft des Schoßes einer Sterblichen der Vater durch den Geist die Gabe bereitet, von deren Herrlichkeit hingerissen, Augustinus die Schuld der Stammeltern eine glückselige nennt. O felix culpa etc. etc. Die Kirche hat diesen Ausdruck in ihre Liturgie aufgenommen.

Der Lärm der Profangeschichte, auch von ihrer Fälschung abgesehn, ist das Bild der Störung und Zerstörung des Bildes, die wahre Darstellung des Humanitätsbegriffes, dem man dem Christenthume gegenüber einen idealen Sinn unterzuschieben unternommen hat. Jener Störung, die der Mensch überall in die Harmonie der creatürlichen Welt einschleppt, wo er „hinkommt mit seiner Qual." Zerklüftung des Menschheitsbegriffes in den feindseliger Nationen, würgende Völkerschlachten, dämonischer Haß, Grausamkeiten, deren Erfinder bei einer noch tiefern Bosheit zu suchen, als bei jener, deren der Mensch fähig ist, unnatürliche Lust und Hoffart und Niedertracht jeglicher Art, das ist die weitaus überwiegende Summe des profangeschichtlichen Stoffes, und seiner Weltstellung zum eigentlichen oder christlichen Bilde, das in seiner Größe entweder still wie der Himmel auf das wüste Treiben niederschaut, oder im Kampfe mit seinen Widersätzen seinen innern göttlichen Adel offenbart. Der ersten dieser beiden Formen gehören die Geheimnisse und Bilder, von denen wir eben handeln.

Wie klein, still und unscheinbar sind die Anfänge jener das All durchdringenden Heilkraft und Wiederbelebung der kranken Erstarrung des Bildes. Das kleine Haus von Nazareth, des Engels Gruß! mit welcher Innigkeit versenkten sich die alten Maler in diese Stoffe.

Und wie sie hinausgeht aus diesem ersten christlichen Tempel, wo das Wort Fleisch geworden, hinaus in die freie Natur, im Geleite einer unsichtbaren Prozession seliger Geister, und über die Berge eilt, den Himmel im Herzen — unter ihren leichten eilenden Tritten mag es wie Frühling mit warmem Hauche und leisem süßen Schauer durch alle Adern der Creatur gegangen sein, wie einfältiges Grüßen der Natur an Sie, die ihr Schöpfer durch seinen Boten gegrüßt und die Gnadenvolle genannt, mag sie begleitet haben durch die Felder und Weinhügel und die Olivenhaine des Judagebirges bis zur Schwelle des stillen Priesterhauses von Hebron, wo nun auch eine Menschenstimme, die Stimme Elisabeths ihren Preis in Worte faßt: „Du bist die Gesegnete unter den Weibern", was seitdem Millionen Zungen millionenmale weit um die Erde ihr zurufen. Und sie, des Geistes voll, der die Propheten erfüllte, hört es vorahnend und spricht es aus: „Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter."

Das herrliche Magnificat ist gleichsam die Gegenstrophe auf den Lobpreis der Völker, Geschlechter und Zeiten, und bildet so den Wechselgesang, welcher durch die christlichen Jahrhunderte das Lob der Gottesmutter verkündigt.

Es sind Reisebilder, unter denen die Centralgeschichte unsers Geschlechtes die Jungfrau bei der Ankunft und Kindheit des Messias uns vorführt, wie denn überhaupt das Menschenleben nur als Pilgerschaft richtig aufgefaßt wird.

„Romantischer als die Romantik", sagt ein geistvoller Autor „sind hier die wirklichen Ereignisse, welche, wie in allen Formen der Dichtung und Darstellung, in universaler Größe, Schönheit und Bedeutung um Kind und Mutter sich weben und gruppiren. Die Zeit, die der Seher (Jesaias) Jahrhunderte voraus verkündet, indem er ausruft: „Es wird Friede sein", und dieser Kunde die holden Bilder vom Lamm, das neben dem Wolfe ruht, vom Knaben, der Kalb und Löwen mit einander zur Weide führt, von der zur Pflugschaar umgeschmiedeten Lanze und dem zur Sichel gewordenen Schwerte anreiht, und von den Milch, Honig und Balsam triefenden Bergen und Wäldern.

Reise- und Friedensbilder von außerordentlicher Großheit tragen auf ihren ruhigen Wogen das Ereigniß aller Ereignisse. Von seiner menschlichen Seite betrachtet, tritt es kleiner als der

matte Schimmer eines Sternleins auf der dunklen Unendlichkeit des Ozeans in die Geschichte. Es ist Friede auf Erden, d. h. Waffenruhe im römischen Weltreiche. Die durch den Kriegslärm verschüchterte Muse sammelt auf dem Capitol Dichter, Redner und Philosophen um sich, und geschlossen sind die Erzpforten des Janus-Tempels. Mitten in dieser äußerlichen Ruhe bemächtigte sich ein unbeschreibliches Mißbehagen, ein Drang nach einer großen Entscheidung über die ewig noch unbefriedigten Bedürfnisse des Menschengeschlechtes der Völker. Die Orakel wurden völlig bestürmt, gierig suchte man die ältesten sibillischen Dichtungen auf. Den Sprüchen der Sibille von Cumae und den hebräischen Traditionen, sammt der Septuaginta bereits in den Händen der Heidenwelt, legte man die größte Wichtigkeit bei.

Sie redeten von einem Könige, der aus Judäa kommend, die Welt regieren sollte.

Diese Gerüchte im ganzen Römerreiche mit geheimnißvoller Intensität verbreitet schienen auf den Flügeln der Winde die Runde um die Welt zu machen.

Der gelehrte Franzose de Lorgues auf mehrere antike Quellen — vorzüglich auch auf Sueton und Tacitus gestützt — sagt hierüber: „Der Dacier in seiner Hütte, der Araber unter seinem Zelte, der Batavér in seinen Sümpfen forschten, Jeder in seinem Idiom, nach dem neuen Zeitalter. Die Menschen fühlten sich von einer einstimmigen Erwartung getrieben.“

„Die gegen Abend und Mitternacht wohnten, wandten sich gegen Osten und die südlichen Regionen; während bei den Indiern bis zu den bewohnten Grenzen der Serer, die Gymnosophisten aufmerksam den Occident betrachteten. So begegneten sich zum ersten Male die Blicke der ganzen Menschheit von beiden Enden des Erdkreises her; und nahe an der Wiege des Menschengeschlechtes war der von Ewigkeit her bestimmte Ort, von welchem der Messias und sein künftiges Reich ausgehen sollte.“

Wir übergehn die Hoffnungen auf Asträa's, der Königin der Gerechtigkeit und jungfräulichen Botin des erwarteten Himmelskindes, Wiederkehr am Abschluße der 4 Weltalter, eine Menge hieher bezüglicher Mythen, den Tempel des unbekannten Gottes zu Athen um diese Zeit erbaut, an welchen Paulus die Verkündigung dieses Gottes auf dem Areopag anknüpft, und vieles andere

als zu unserm Zwecke nicht unmittelbar gehörig, und knüpfen an das Ereigniß an, welches den weltumstaltenden Eintritt des Erlösers in die Geschichte einleitet.

Um die Zeit, da Virgil von der geheimnißvollen Zeitströmung ergriffen, und seiner lyrischen Begeisterung einen concreten Anhaltspunkt in der Geburt des jungen Pollio suchend, seine berühmte 4. Ecloge schrieb, welche selbst Pollio der Vater trotz alles Römerstolzes endlich doch unmöglich auf seinen Sohn beziehen konnte, und welche, außer den dem Propheten Jesaias entlehnten Bildern, im Wesentlichen folgende Gedanken enthält: „Sehet, wie die Welt, die weiten Länder, die Meere unter dem Gewichte ihrer Gewölbe schwanken, wie alles sich der Zeit freut, die im Werden ist. . . . . Das Kind wird den dem Frieden wiedergeschenkten Erdkreis regieren. . . . . Die Schlange wird umkommen . . . .“ Um diese Zeit, wo die Segenspalme des Friedens das Weltall überschattete, von welcher Zeit Jesaias, da er den Eintritt des Erlösers in die Zeitwelt verkündet, einige Jahrhunderte vorher ausruft: „Es wird Friede sein“, erging das Gebot einer Volkszählung vom Kaiser Augustus. In Judäa machte Cyrinus, der Statthalter daselbst es bekannt. Es war im Winter, von allen Seiten zog das Volk heran, damit Jeder in seiner Vaterstadt sich einschreiben ließe.

Von den Millionen, welche damals in der ganzen römischen Welt zu Roß und Wagen, auf Kamelen und Maulthieren, oder am Wanderstabe ihre Heimat suchten, in so gewaltigem Zudrange daß hie und da die römischen Landstraßen sich sperrten, kennt die Geschichte keinen Einzigen mehr. Zwei Namen jedoch sind übrig geblieben, sie liegen unendlich hoch über aller weltlichen Berühmtheit. Eine beinahe zweitausendjährige Geschichte, alle Zonen und Nationen kennen und verehren sie.

Zu Bethlehem, der Davidsstadt sucht unbeachtet ein armer Handwerksmann sammt seiner Verlobten den Weg durch das Gedränge zu den Tischen der kaiserlichen Schreiber, und als der Abend hereinsinkt, verlassen sie still die menschenvolle Stadt, arm, wie sie sind, ist kein Platz mehr für sie in der Herberge — obdachlos wandern sie aus dem Thore.

Und es kommt die Nacht.

„Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort . . . alles ist durch dasselbe gemacht . . . in ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen, und das Licht leuchtete in der Finsterniß, aber die Finsterniß hat es nicht begriffen . . . Er war in der Welt, und die Welt ist durch ihn gemacht, und die Welt erkannte ihn nicht . . . . Er kam in sein Eigenthum und die Seinigen nahmen ihn nicht auf."

Hier um Mitte Winternacht gehört ein Blick in die Nacht des Heidenthums zu unsern christlichen Bildern.

Die Wintersonnenwende, ein Naturbild der Rückkehr des verlornen Lichtes und des goldenen Weltalters, ließ in der irdischen Sonne die Instinkte der Völker, die anzuhoffende Erleuchtung und Erwärmung einer geistigen Sonne ahnen. Egyptens und Persiens Osiris- und Mithras-Feste um diese Zeit gefeiert, enthalten für den Kenner der Mythen Analogien, welche nur absichtliche Willkühr beseitigen kann. Ersterer, Spender des Traubenblutes und des Weizenkorns, und als Apis Todtenrichter, und Letzterer als Sieger über den Typhon, die Macht der Finsterniß — Typhoel — Teufel, welcher ihn als Scorpion in die Ferse sticht.

Die Mittwinternachtsfeste der Heidenwelt bieten so schlagende Analogien, daß bei ihnen die Kirche am wenigsten Mühe hatte, nicht sie, wie bei manchen andern Festen zu vergeistigen, sondern geradezu zu verkörpern, und ihren nebelhaften unbestimmten Ahnungen die geschichtliche That der Menschwerdung, welche sich während ihrer Feier ereignete, als ihren eigentlichen Inhalt zu offenbaren. Was Paulus öfter — und besonders auch im Römerbriefe ausspricht, daß nämlich Gott nicht nur ein Gott der Juden, sondern auch der Heiden sei, bewahrheitet sich hier, indem er auch ihre dunkleren Hoffnungen erfüllt, gerade zu einer Zeit, wo sie diesen Hoffnungen im cyclischen Jahreslauf ihrer Feste Ausdruck geben.

Das Völker unterjochende Rom, das nur Herren und Sclaven kennt, feiert das Andenken an das goldene Zeitalter und die Hoffnung auf dessen Wiederkehr in den Saturnalien dadurch, daß die Sclaverei auf einige Zeit aufgehoben wurde, und die Herren ihre Knechte bedienten.

Die Juvenalien oder Kinderfeste, mit welchen die Saturnalien geschlossen wurden, und an denen man sich gegenseitig

beschenkte, besonders die Eltern ihre Kinder mit Gaben erfreuten, liegen der christlichen Deutung noch ganz besonders nahe, so daß diese Sitte in den christlichen Familien sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Dem kindlichen Alter sollte der Tag, an dem der ewige Vater den Menschen seinen Sohn geschenkt, und Gott ein Kind geworden, um die Menschen zu seinen Brüdern und zu Kindern Gottes zu machen, als ein besonders freudiger eingeprägt werden.

Die in ewigen Fehden sich bekämpfenden Nordvölker feierten das Julfest, den Julafried, wo ihnen der tiefste Friede als heiliges Religionsgesetz geboten war, dessen leiseste Uebertretung mit dem Tode bestraft wurde. Die Germanen hielten die 12 Wyhi-Nachten, heiligen Nächte vom 25. December bis 6. Jänner. Die Stämme und Familien saßen friedlich und einträchtig in den vom Julklotz, der auf dem häuslichen Herde mit angenehmer Wärme die Nacht durch wiederhalten mußte, erleuchteten Hütten; man schlachtete den Jul-Eber, den Verwüster des Gartens, das Symbol des Engels der Finsterniß, (woher noch die Schweineschlachten um diese Zeit); in den Ställen der Hausthiere brannten Lampen an den Viehkrippen und sogar den wilden Vögeln wurde in den Waldeinöden Futter gestreut.

Die Parallele zu jenen heidnischen Winterfesten bildet im Judenthume das Fest der Tempelweihe, d. h. das Andenken an die Reinigung des Tempels von Jerusalem durch Judas Maccabäus. Der Tempel überhaupt, sowie das Opfer gehört zu jenen allgemeinen oder katholischen Weltideen, die in der Uroffenbarung wurzelnd, diese selbst in ihren äußersten Verunstaltungen noch deutlich durchblicken lassen.

Die Grundidee jedes Tempels ist die Darstellung der Schöpfung und des Weltganzen. Der Grundstein, zugleich ein Zeugniß des in selbes eingedrungenen Verderbens und ein Schutz gegen ferneres Eindringen der Mächte der Tiefe wurde in vielen Tempeln des Alterthums über Erdklüfte gelegt, und diese durch ihn verschlossen. Das Opfer war das Zeugniß der Verschuldung seitens des Menschen und das Mittel der Versöhnung. Der Tempel von Jerusalem, der einzig berechtigte, der universalen Idee zeitlich vollkommen entsprechend, war mit allen seinen Einrichtungen ein Monument der Erwartung und der Hoffnung einer künf-

tigen Vollendung, er wurde für immer abgebrochen, als die Bauleute, das erwählte Volk, ihn, der der Grund ist alles Heils, den Stein verworfen hatten, der seitdem zum Ecksteine, welcher Eins macht aus Juden und Heiden, geworden ist. Wir müssen den unermeßlichen Reichthum von hiehergehörigem Betrachtungsstoff verlassen, um unsern Gegenstand „die christlichen Bilder“ über der Fülle seiner biblischen, mythischen und archäologischen Umgebungen nicht aus den Augen zu verlieren.

Die Juden feierten am 25. Kislev, welcher Monat mit unserm Dezember zusammenfällt, ihr Tempelweihefest. Welches Gewicht bei dieser Feier auf die Nacht gelegt wurde, bezeugen die nächtlichen Illuminationen, welche acht Tage hindurch in allen Städten, Flecken und Dörfern stattfanden, weßhalb dieß Weihefest (nach Josephus) auch das Fest der Lichter genannt wurde, also auch eine Weihnacht wie die Wihi-Nachten der Germanen, und die Jul-Nacht der andern Nord-Völker. Aus Tausenden von Flecken, Dörfern, Städten, Höfen und Hütten strahlte die Beleuchtung hinaus in die Winternacht. Auch im beleuchteten Betlehem mochte die Menge der Fremden und Einheimischen in Fröhlichkeit die Festnacht begehen, muntre Reigen und Gesänge beim Schalle der Harfe, des Kinnor, der Zimbel und des Psalteriums die Fröhlichkeit bis zur ersten und zweiten Nachtwache ausdehnen.

Das herbergslose Paar, das bei einbrechender Dämmerung als die Sterne zur Beleuchtung des Schöpfungstempels aus den Himmelstiefen hervortraten, die Stadt verließ, hatte unten am Hügel in einer Kluft, wo man Vieh einzustellen pflegte, sich für die Nacht kümmerlich untergebracht. Da zeigte die Weltenuhr die Stunde der Tempelweihe. Diese Mitternacht ward die Mutternacht einer neuen Zeit.

Die Jungfrau hat geboren.

Was hier in Kindesschwäche auf einen Bündel Heu gebettet, vom Hauche zweier Thiere erwärmt im Stalle liegt, es ist der Inhalt aller Geschichte bis an ihren allgemeinen großen Abschluß, und die Folge der Geschichte, seine Bejahung oder Verneinung erhebt sich dadurch über die niedern anekdotenhaften Geschichten zum Begriffe der Geschichte, daß diese Folgen nie aufhören, sondern — bejahend wie verneinend der Ewigkeit angehören.

Seit Adams Verschuldung gab es unter den Millionen, die kamen und gingen, kein Bild mehr. Das Unberechtigte der Antizipation der Darstellung des Göttlichen unter dem Bilde des Menschen, läßt es jener Macht verfallen, unter deren Einfluß es zum Götzenbilde wird.

Dies jugendliche Leben, das seit einigen Minuten die kalte Winterluft unserer Erde auf dem Heu der Krippe athmet, ist in einer Person das wiederhergestellte Gottesbild und sein Wiederhersteller in Allen, welche sich umbilden lassen durch ihn. Der kleine Ankömmling der Dezembernacht ist keines Mannes Sohn, und seine Mutter ist Jungfrau.

Ueber dem Manne, der mit diesem Kinde und seiner Mutter jene Trias bildet in der einsamen Grotte, schwebt ein wunderbares Geheimniß von Heiligkeit und Schönheit, das wir vielleicht erst jenseits ganz ermessen werden, wenn der alte und der neue Bund jene himmlische Ehe schließen, wo die Geschlechter zu einander wie die Engel Gottes sich verhalten werden.

In der Weihnacht berührt sich das Höchste und das Niedrigste, die äußersten Fernen rücken sich nahe. In der Beziehung der Gegensätze zu einander liegt eine Mittlerschaft, auf welcher alle Harmonie beruht. War doch der Mensch seiner Idee nach schon die Vermittlung jener, ohne sein Dazwischentreten ewig unvermittelten Gegensätze von Geist und Materie, indem er beide zu einer Wesenheit in sich einte. Allein die Sünde zerstörte die Harmonie der Gegensätze, und schob sich als Widersatz zwischen sie. Selig und unsterblich wandeln unsere Stammältern in den Gefilden Edens; da geschieht die Sünde, und ihre erste Wirkung äußert sich im Gefühle der Scham über ihre Nacktheit. Materie und Geist oder Fleisch und Geist waren die im Menschen und seiner Wesenheit vermittelten Gegensätze, sie sind jetzt Widersätze geworden, denn — wie es Paulus so schlagend ausdrückt: „Das Fleisch gelüstet wider den Geist." Das schöpferische Wort aber, durch welches beide gemacht sind, ist, um beide wieder in ihr wahres Verhältniß unter einander und zu Gott ihrem Herrn zurückzuführen, Fleisch geworden. Er, dessen Thron der Himmel, die Erde seiner Füße Schemmel ist, liegt als kleines hilfloses Kind in einem Stalle.

Wie die Analogien des Lebens, welches die Menschheit überhaupt nur durch ihn lebt, sich seinem Leben in allen Jenen innig anschmiegen, die für ihn leben, und eben dadurch das Leben in seiner höheren idealen Bedeutung darstellen, so sind die letzten Züge seines Erdenwandels schon in dessen Beginne geheimnißvoll angedeutet. Und wie dort der Geist dieser Welt es ist, der ihn durch einen blutigen und qualvollen Tod hinausstößt aus den Reihen der Lebendigen, auf gräßliche Weise, und nach Art des Weltgeistes durch Gewaltthat den Beweis führt, daß kein Platz sei für ihn auf dieser Erde, wie dort die Grabesgrotte ihn aufnimmt, nicht wie hier in Windeln, sondern ins Leichentuch gehüllt, so rüstet dort wie hier ein Josef ihm das Lager, künden dort wie hier Engel der frommen Einfalt der Frauen eine große Freude, welche allem Volke widerfahren wird, daß er lebe.

Die Tausende von Weihnachtsbildern, die süße Schönheit der Jungfrau auf den Knien vor ihrem Kinde, das ihr Gott ist, mit dem betagten, stillen, heiligen Manne, der durch selige Thränen beim matten Schimmer der Lampe im Kindlein seinen Schöpfer und Erlöser schaut, mit ihm umschlossen von der engen Höhle, und drüberhin die Glorie der Engelwelt, welche mit ihrem Lichte und ihren Liedern die irdische Nacht und ihre Stille durchbricht; alle diese Bilder, ob sie durch Bildnerhand Ausdruck gefunden, oder auf dem unergründlichen Spiegel des Menschengemüthes ihr geheimes Wunderleben offenbaren, sie gleichen jenen Quellen, die nach uralter Sage in jener seligen Nacht an vielen Orten der Erde, besonders in der ewigen Stadt hervorbrachen. Aus ihren heiligen Schatten bricht unaufhaltsam und um nie mehr zu versiegen, für Himmlische und Irdische der heilige Quell der Poesie, der Himmel hält die Erde in glühender Umarmung. Der unnahbare Gott, der einst zu Moises gesprochen: „Mich kannst du nicht sehen und leben“ — er ist ein Mensch, ein Kind geworden, das, wenn es erwachsen sein, und reden und lehren, uns Brüder nennen wird. Die Ewigkeit ist einige Minuten alt, die Allmacht mit einem elenden Tüchlein gebunden, die Unermeßlichkeit umschließt der enge Raum einer Krippe, und der allen Wesen des Universums täglich gastfrei den Tisch deckt, sucht hungrig um ein wenig Nahrung nach der Mutterbrust.

Die edle, begeisterte Künstlerin „Betrachtung" ist dem Paare, das seine Nachtherberge außer der Herberge suchen gemußt, hinaus aus der Stadt, den Hügel hinab gefolgt, sie lauscht am Eingange der Felsenspalte dem Vorgange, der in der Zeit den Inhalt aller Ewigkeiten ordnet. Und während sie in stummer Anbetung sich in das Weihnachtsgeheimniß versenkt, wandelt sie zugleich durch die duftende Nacht draußen im Thale, sie hört den Hörnerruf der weidenden Hirten, der die zweite Nachtwache kündet, vielleicht auch vereinzelte Schallmayenklänge vom grasigen Hügel herab im Hauche der Luft, wo wachende Schäfer um das Feuer sitzend, der dunklen süßen Ahnung, daß sie mit der Morgenröthe ihren Gott schauen werden, in fröhlichen Weisen Ausdruck geben. Sie sieht die Bilder künftiger Christen, die Herden jener sanften Thiere, auf deren mystisch bedeutsamer Gattungshöhe das Lamm steht, ruhend im Sternenschimmer. Und als in der Mitternacht die Klarheit Gottes sich über die Landschaft ergießt, und Furcht die Hirten ergreift, da ist es einer jener gewaltigen Geister, die wir Engel nennen, in deren Hand die Zügel der Stürme ruhen, die vielleicht den Lauf von Sonnensystemen regeln und Sternenherden weiden, der in herrlicher, jugendlicher Mannesgestalt, die in ihren groben Mänteln und Schafpelzen vor ihm zitternden Hirten liebreich und in der Sprache der Menschen mit der Botschaft begrüßt: „Fürchtet euch nicht, denn siehe, ich verkündige euch eine große Freude, welche allem Volke widerfahren wird."

Der Begriff der Poesie, obgleich in menschlicher Dichtung und Kunst theilweise hervortretend, ist in seiner Allgemeinheit doch von ihnen unabhängig, aber jene sind es nicht von ihm. Seine Entwicklung ist eine durchaus historische. Tief in der menschlichen Wesenheit wurzelnd, tritt er, nach Maßgabe und unter dem Einfluße des Lichtgrades, mit dem das Licht der Offenbarung ihn von außen berührt, oder von innen zu bestimmten Zeitperioden in großen nationalen oder individuellen und persönlichen Regungen hervorbricht, in die Erscheinung. Bei den griechischen Tragikern erscheint die Poesie als ein Ringen einer besseren Kraft mit dem allgemeinen Unglücke der menschlichen Natur. Die Mythologie ist nur in dem Grade poetisch, als sie Wahrheitskörner alter allgemeiner Traditionen enthält, und da dieß eben nur Körner sind, welche im Fortgange der Geschichte und ihrer eigenen Um=

und Weiterbildung sich von der Einfachheit und Reinheit ihres Ursprunges nur immer mehr entfernen, muß der Begriff der Poesie als die Ahnung des Zusammenhanges der Dinge sich immer mehr verdunkeln.

Das in die creatürliche Welt eingedrungene Böse, die Sünde ist es, welche jenen Zusammenhang — so viel an ihr war — zerriß. Das Gefühl dieses Unglücks ist ein letzter Rest jener Ahnung und ein erster Anfang zu ihrer allmäligen Wiederkehr. Das traurige, nebelhafte Bewußtsein der eigenen Verschuldung überträgt sich in der Gemüthswelt unseres Geschlechtes auf die Natur, und diese, mit stillem Vorwurf auf dem dunklen räthselhaften Antlitz mahnt es an seinen allgemeinen Fall.

Die Poesie des Offenbarungsvolkes, dem die Geschichte dieses Falles in klarer Erzählung zusammt der Verheißung erhalten ist, gestaltet sich als Sehnsucht, von welcher aller menschlichen Poesie und Kunst ein Zug bis zur Feier einer künftigen Vollendung aufgeprägt bleibt, denn die Poesie ist noch nicht die Erkenntniß des Zusammenhanges der Dinge, sondern Ahnung dieses Zusammenhanges, nicht die Harmonie, sondern die Sehnsucht nach ihr, die in tausend Gradationen unsers Gemüthslebens sich offenbarend, im Kampfe des Lebens, in Tugend und Kunst bei ihren edelsten Vertretern im dießseitigen Leben es nicht über jenes himmlische Heimweh hinaus bringt, welches in jener Feier künftiger Vollendung im ewigen Sabath erst gestillt werden wird.

Wir nennen das gern unser, was wir auf ethischem und künstlerischem, oder auf irgend einem andern Gebiete des Geistes mit unserm angebornen, mittelst unserer Willensrichtung nach bestimmtem Ziele geleiteten und gelenkten Streben erreichen, und Er, der das Wollen und Vollbringen gibt, läßt es auch als das unserige gelten, wenn wir es als seine Gabe erkennen und nach seinem Gesetze treu verwalten. Von Außen aber kommt uns Gott in den gewaltigen Weltereignissen zu Hilfe, unter denen als das Größte der Eintritt Christi in die Welt, selbst der Unglaube (wenn er unbefangen sein könnte), erkennen müßte.

Es gibt eine Ahnung des Zusammenhanges aller Dinge, welche bloß im Gefühle der Abnormität ihrer Zerrissenheit besteht, und nur durch das Vermissen dieses Zusammenhanges sich fühlbar macht, wie die Erinnerung an die Gesundheit beim Schwerkranken.

So wird auch jenen Unseligen ein Blick in jenen Zusammenhang eine Art schauerlicher Poesie gewährt sein, welche durch ihr Leben den göttlichen Organismus störten, und aus den strömenden Wassern der Zeitlichkeit hinaus an das wandellose Ufer der Ewigkeit getreten und mit den Quellen aller Harmonie durch nichts mehr als durch die Gerechtigkeit verbunden sind. Denn durch die Gerechtigkeit wird das Böse, der absolute Widersatz aller Schönheit und Harmonie, in seiner Art wieder an die ewigen Gesetze einer himmlischen Ordnung geknüpft, und hiedurch liegt das Grauenhafteste, die Hölle, auf dem Gebiete der Kunst und Poesie.

So wäre denn ein Zustand, wo die Gerechtigkeit fehlte, das Häßlichste in der häßlichsten Form, das Scheußliche. Tauchen im geschichtlichen Leben der Menschheit wirklich solche Momente auf, so sind sie nur im Hinblick auf jene Allmacht und Weisheit, die endlich Alles an seinen Ort stellt und dadurch ein harmonisch zusammenklingendes All wiederherstellt, zu ertragen.

Wenn uns die Mythe erzählt, daß bevor nach der ersten Schuld und dem Schlusse der goldenen Zeit Asträa, die Göttin der Gerechtigkeit die Erde verließ, die Menschen nicht nur die Schönheit und Harmonie in der geschaffenen Welt der Dinge mit Augen geschaut, sondern auch mit dem Ohre den Wohllaut der Sphären, den tönenden Gang des Universums in seiner majestätischen Lieblichkeit vernommen, und ihn nicht eher wieder hören würden, bis am Schluße des vierten Weltalters die Göttin wiederkehren und als jungfräuliche Botin des verheißenen Lichtkindes eine neue goldene Zeit zurückbringen würde, so mischt sie sich selbst wie ein wehmüthiger Sehnsuchtsruf aus den nachtbedeckten Thälern des Heidenthums in jene gesangerfüllte, von Gottes Klarheit erhellte Nacht.

Jüdischen Hirten wird zunächst das himmlische Gloria vorgesungen, seine zweite Hälfte umfaßt aber alle, alle Menschen mit seinem unbeschreiblichen Frieden, die eines guten Willens sind.

Noch immer erinnere ich mich eines tiefen Eindrucks aus meinen Kinderjahren, wenn in meinem elterlichen Hause am Christabende bei Lesung eines ältern frommen Buches, bei Gelegenheit der Schilderung der heiligen Nacht die Stelle vorkam: „In dieser Nacht ist die erste himmlische Musik auf Erden gehört worden.“

Musik ist dargestellte Harmonie. Alle Harmonie, von Ewigkeit in Gott ruhend, ist — wo sie sich darstellt, an sich schon ein Schatten der Menschwerdung Gottes. Textlose Musik gibt und erweckt dem Hörer allerdings Ahnungen harmonischer Natur, ob es aber Jene sind, welche den Tondichter bewegten, das kann er nicht wissen. Diese Beschränkung schließt auch die Mythe von den Sphärenklängen ein, und so deutet sie nur auf den einstigen, jetzt verlorenen oder gestörten Zusammenhang der geschöpflichen Welt. Tritt aber das Wort zur Musik, dann gehn wir durch dasselbe mit dem Tonsetzer im bestimmteren Bewußtsein und Gefühle seiner Absicht und an seiner Hand im Geleise seiner Idee.

So erklärt das Wort schon in den Büchern des alten Bundes den Gedanken des göttlichen Künstlers bei der Schöpfung und Lenkung der Welt, ehe es selbst zur Vollendung aller ewigen Rathschlüsse in der Menschwerdung sich veräußerlicht — entäußert — bis es — Fleisch wird. Als dieß aber geschieht, berührt der kreisende Zirkelschwung der göttlichen Zeit in seinem Fluge durch die fernsten Periferien der Dinge besonders auch die Engelwelt mit dem warmen erlösenden Lebenshauche, der aus den kleinen Lungen des Neugebornen, sichtbar durch die Kälte der Winternacht sich mit dem Odem der Thiere mischt, welche an seinem ärmlichen Lager stehn, und jene himmlische neungegliederte Geisterhierarchie steigt herab zu unserer kleinen Erde und begrüßt den winzigen Standpunkt des feststehenden Zirkelfußes als das Centrum aller unermeßlichen Schöpfungskreise in dem engen Winkel eines Stalles mit seinen Jubelchören.

Ist die Schöpfung Darstellung göttlicher Gedanken, so ist Ebenbildlichkeit auch in der Darstellung menschlicher Gedanken durch menschliche Kunst nicht zu verkennen, zeigt aber nur die freie Fähigkeit, entweder bei sich selbst stehen zu bleiben, oder nachbildend sich dem göttlichen Vorbilde nähernd, die Ebenbildlichkeit im Sinne des Urbildes herzustellen. Die Darstellung der eigenen Gedanken, z. B. bei textloser Musik, obgleich an sich nicht verwerflich, bleibt immer eine geringere, untergeordnetere Stufe der Tonkunst, neben jener, wo der Tondichter dem Worte dienstbar, seiner Gedankenwelt in dem Maße höhere Klarheit gewinnt, als er den dunklen Instinkten seiner gebrochenen Natur, und alle dem, was sich auf diesem Gebiete als „Empfindung“ geltend zu machen versucht,

ein höheres und läuterndes Regulativ überordnet, und hiedurch das Bekenntniß der Erlösungsbedürftigkeit ablegt, in einem Akte der Demuth.

Daß hier nur von christlicher Kunst die Rede ist, versteht sich von selbst.

Die Dichtkunst, die Musik rc. rc. ist des Menschen, das Bild ist der Mensch selbst.

Die christlichen Bilder ordnen sich um das Werk der Demuth, durch welches der zerrissene oder gestörte Zusammenhang der Dinge (Poesie) wieder hergestellt wird. Die etymologische Erklärung des Wortes „Demuth“ als Muth zu dienen, erklärt uns den Stufengang der Welterlösung aus der Höhe nach der Tiefe in seiner herabsteigenden Ordnung, mit ihm ist aber zugleich die umgekehrte Ordnung des Aufsteigens von dieser nach der Höhe gedeutet. Bedürfte die wunderschöne Definition des Begriffes der Poesie als die „Ahnung des Zusammenhanges aller Dinge“ noch einer Erklärung, so würden wir sie im Worte „Demuth“ auf erschöpfende Weise finden.

Von diesem Standpunkte muß sich unser Verweilen bei der Weihnacht, das auch an andern Orten dieser Blätter hervortritt, jedem Denkenden als nothwendig zur Begründung unserer Anschauungen darstellen. Gott selbst übt die Tugend aller Tugenden, die Demuth, und weiht sie hiedurch zum Gipfel aller himmlischen Schönheit.

Die Schönheit, welche in ihrer wahren Bedeutung als Poesie nur da zu Hause ist, wo irdische Erscheinungen und Zustände hinüberweisen auf eine unvergängliche ewige Dauer, auf eine endlose Beseligung, die Schönheit, welche in der geschaffenen Natur nur Symbole ewiger Dinge, wenn auch nur ahnt, wohnt vielmehr bei dem Begriffe der Armuth als bei dem des Reichthums. Das Wort des Herrn: „daß der Eingang des Reichen ins Himmelreich schwer sei“, gehört vollgiltig hieher. Der künstlerische Instinkt z. B. eines von der Größe und Bedeutung der Natur ergriffenen Landschafters, der die Erhabenheit seiner Gebirgswelt, die elegische Schwermuth seines Waldthales, das einsame Gestade seiner Seen,

mit einer Menschengestalt zu beleben für gut hält, wird immer nach jenem wahren Verhältnisse greifen, in welchem die Demuth in der Armuth zum Ausdrucke gelangt, er wird den Alpenjäger, den Hirten, den Armen, der unter einer Bürde Holz einherwankt, oder den Wanderer, der am Feldrain ausruht, jeder andern Staffage vorziehen, und einen Modeherrn, einen Livree-Bedienten, eine glänzende Equipage geradezu für eine Zerstörung, eine Profanation seiner dargestellten Empfindung, seines poetischen Gedankens halten.

Standeswürde, Reichthum und Macht sind an sich durchaus nicht schön, so lange sich ihnen das Moment der Demuth nicht gesellt. Fürstliche Personen werden erst schön, wo wir sie dienend erblicken, es sei nun der höhern göttlichen Idee, welche sie im Lichte der Wahrheit und Religion als ihre Mission erkannt haben, oder wo sie im selben Lichte aus ihrer Höhe herabsteigen und in den Regionen der Niedrigkeit Brüder und Schwestern sehen. Der Reiche wird erst schön, wo er in Nächstenliebe der Armuth sich neigt.

Der Dichter hat dieß Prinzip höchster Schönheit geahnt, wenn er in seinen „Johannitern" über die an sich schon schöne Ritterlichkeit der „Löwen der Schlacht", welche Acre und Rhodus schützen, den bangen Pilger durch die Wüste geleiten, und mit der Cherubim Schwert vor dem heiligen Grabe stehn, als höhere Schönheit die Schürze des Wärters stellt, die im Spitaldienste als Symbol christlicher Demuth und Milde diese herrlichen Männer umgibt. Der Schluß dieses kurzen Gedichtes enthält in zwei Worten die Essenz aller Kunst und Schönheitslehre:

> Religion des Kreuzes, nur du vereinigst in einem
> Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich.

So ist es, der Begriff des Schönen vollendet sich nur im Christenthume.

Wenn ein Sclave seinem Herrn die Füße wäscht, so ist da nichts Großes und nichts Schönes daran zu sehn, wenn aber der Herr des Lebens in seiner demüthigen Menschheit vor seinem armen Geschöpfe auf den Knieen liegt, diesen Dienst der Knechtschaft ihm zu erweisen, so sind Thränen tiefster Rührung der kaum genügende Ausdruck der Empfindung, die bei diesem Anblicke einen fühlenden und denkenden Menschengeist bewältigen muß.

Christliche Fürsten, welche am Gründonnerstage diese Handlung an ihren armen Unterthanen nachbildlich vollziehen, geben sich selbst damit die höchste und tiefste Lehre, welche es gibt.

Jene Oceane unerschaffnen Lichtes, vor welchen ohne Rast und Ruhe das dreimal Heilig seiner Erstlingssöhne die Gottheit feiert, sind nicht für Menschen, aber sie haben seit der Christnacht auf Erden ein demüthiges Nachbild, es ist der Stall von Bethlehem. Ein trübes Oellämpchen beleuchtet zwei Thiere, zwei Menschen, und auf zertretenem Stroh ein frierendes Kind.

Ueber die stille Hirten- und Weidegegend von den Sternen mit dem Thau der Nacht senkt sich Licht und Gesang von jenem Lichte und Gesange nieder. Das Leben Gottes schlägt seinen Anker auf unserm Planeten in die fern abgewichne Erdennacht gefallener Creaturen. Seine Armuth und Schwäche hienieden ist seine Ehre in der Höhe — in Excelsis — und der Friede aller Guten auf Erden.

In der zwölften der heiligen Nächte steht in einem andern Bilde derselbe Gedanke vor uns. Aus des Aethers dunklem Blau senkt ein geheimnißvoller Stern seine Strahlen auf das morsche Vordach der Grotte. Drinnen liegen die weisen Heiden, die Erstlinge jener Edlen, die auf dem umnachteten Wege ihrer Zeitgeschichte ehrlich Licht und Wahrheit gesucht. Ihre prachtvollen Königsmäntel decken mit ihren reichen Falten das umhergestreute Stroh der Höhle, sie liegen vor einem armen Kinde auf den Knieen, aus seinen Augen lächelt ihnen entgegen, was ihr Forscherblick, ins Wesen der Dinge versenkt, vergebens suchte, „Licht und Friede“. Zu seinen Füßen liegt ihr königliches Gold, ihre tief bedeutsame Myrrhe, Weihrauchdüfte ziehn an den feuchten Wänden der Grotte und vollenden das Opfer im ersten christlichen Tempel, von der Heidenschaft dargebracht.

Wir übergehn hier den ersten blutigen Conflikt, den das Weltreich dem jungen Gottesreiche bereitet, den Kindermord. Wir nähern uns dem höchsten Gipfel erschaffener Herrlichkeit und Demuth. „Madonna“, so haben wir diesen Abschnitt der „christlichen Bilder“ überschrieben. Die Marianische Theologie greift in die tiefsten Tiefen der spekulativen Gottesgelehrtheit hinab. Denselben Tiefen, wenn auch auf einem andern, obgleich nicht widersprechenden Wege, naht sich die christliche Bildnerei. In ihrer unentweihten Wesenheit

als Gottesgabe fühlt sie sogar eine gewisse besondere Verwandtschaft mit der Gottesmutter, durch welche, nicht wie in der übrigen Schöpfung göttliche Eigenschaften, sondern Gott selbst in der Incarnation zur sichtbaren Darstellung gelangt, wie der erstgeschaffene Mensch auf dem Gipfel aller andern Schöpfungsreihen Gottes Ebenbild ist.

Außer dieser Analogie sind es noch ganz besondere Züge von Demuth und Demüthigung, denen die Bildnerei im Verhältniß zu den übrigen Künsten unterworfen ist, welche diese Verwandtschaft außer Zweifel zu setzen geeignet sind.

Dem schaffenden Worte ähnlich, dem die Realisirung des ausgesprochenen Gedankens unmittelbar folgt, (er gebeut, und es steht da), bewirkt in der Dichtkunst die Unmittelbarkeit des Wortes in zündender Weise den Gedanken des Dichters im Geiste des Hörers oder Lesers. In ähnlich zündender Art weckt die Musik wenn auch in unbestimmter Weise, besonders bei textloser Musik, die Empfindung. Aber erst auf weitem Umwege kann die Bildnerei ähnliche Wirkungen erzielen, oder zu erzielen hoffen; der Gedanke, der Ton, der Accord, das Wort muß Fleisch, muß Mensch werden, in menschlicher Gestalt sich darstellen. Auf wie mühevollem Wege gelangt die Kunst dazu, dieß zu können. Die tausend Gedanken, Empfindungen und Formen, welche mit dem gesprochenen Worte auch schon dargestellt sind, welche Studien der Formenwelt (dem einzigen Ausdrucksmittel der bildenden Kunst) zur Darstellung geistiger Zustände werden da vorausgesetzt. Auf dem beweglichen menschlichen Antlitze dem Leben und Lebensäußerungen der Psyche nachzugehen, um dieß unsichtbare Leben auf seinen Bildungen darzustellen, und auf diesem scheinbar materiellen Wege den Beschauer wieder zur Welt des Geistes, wie sie im Menschen sich darstellt, zu führen, das alles ist wahrhaftig ein Weg der Demuth, um so mehr, da er bei der Bescheidenheit seiner stillen Muse, die Niemanden zwingt, ihm seine Aufmerksamkeit zu schenken, nur auf Wenige — vielleicht unter Umständen auf Keinen rechnen kann, der seiner Führung folgen mag. Den einfachsten geschichtlichen Stoff, den kleinsten dichterischen Vorwurf nur einigermaßen ansprechend, im Bilde zur Darstellung zu bringen, fordert einen Aufwand von Studium, Zeit, Fleiß und Talent, mit dem der Kunstantheil keiner andern Kunst in Vergleich kommt, darum sollte (wie schon

B. v. Rumor sehr richtig bemerkt) die bildende Kunst nie an Kleinigkeiten vergeudet und unter dem Preise ihres Werthes verschleudert werden. Die Hoheit des Bildes, dessen schönster Charakter die Demuth ist, sollte nicht an das Niedrige und Gemeine weggeworfen, sondern auf der Unzulänglichkeit der auf uns selbst sich stellenden eigenen Kraft unsrer hohen Aufgabe gegenüber, und auf dem Bekenntnisse unserer Hilfsbedürftigkeit erbaut und erstrebt werden.

Wie der erste Mensch mehr noch ein Nachbild der im Rathe Gottes bestimmten einstigen Menschwerdung Gottes, als ein Vorbild des kommenden zweiten Adams ist, und wie vom ersten Menschen das Weib als das Medium der künftigen Generationen genommen wird, weßhalb sie die Mutter der Lebendigen heißt, so wird der Vater der zukünftigen Welt, der Erlöser vom Weibe genommen; sein Naturantheil in seiner Neuschöpfung gehört jener jungfräulichen unentweihten Erde, welche im geistigen Sinne die Mutter aller Lebendigen heißt. Es liegt ein überaus tiefer Sinn darin, daß das christliche Alterthum den heiligen Lucas zum Schutzheiligen der Maler gewählt hat, weil er — nach der Tradition selbst Maler — die heilige Jungfrau gemalt hat. Es ist eine universale göttliche Idee, daß alle berechtigten, somit vor allem alle christlichen Bilder auf sie zurückführen, von ihr ausgehen und durch Sie zu ihrem göttlichen Ausgange wieder zurückkehren, ein Gedanke, überaus wichtig, in christlicher Bildnerei den rechten Standpunkt zu gewinnen. Unnachahmlich schön und prägnant ist dieser Gedanke in einer Gebetsform vor der Communion — nach Bona — ausgesprochen: „durch dich sei uns der Zutritt gegönnt zu deinem Sohne, Mutter alles Heiles, daß durch dich uns aufnehme, welcher durch dich uns gegeben ward ꝛc. ꝛc.

Gleichsam aus tausend Wohlgerüchen der Schöpfung zusammengetragen, gemischt, wie das Erzeugniß der fleißigen Biene, das Wachs mit der Süßigkeit alles Trostes für den Schmerz schuldbewußter Reue und die Schatten unverschuldeter Lebenstrübung steht die Jungfrau-Mutter als vor allen Lichtträgern geweihte Kerze im Tempel des Universums. Der Geist, der in den Feuerzungen des Pfingsttages der umnachteten Welt mit der Kunde der Erlösung auch Heiligung und Trost gebracht, war es, in dessen Ueberschattung sie das ewige Wort, das Prinzip alles Lebens empfing, um

es mit ihrem Fleische zu bekleiden. Nach der ersten Schöpfung der Geister, der Materie und ihres Bindegliedes, des Menschen, und nach dem Falle in die Zeitwelt der Geschichte eingetreten, ist Sie gleichwohl die Voraussetzung des tiefsten aller göttlichen Rathschlüsse: „der Menschwerdung Gottes.“ In den Abgründen aller Lebensquellen, den Gedanken Gottes präexistirend, ist diese Wunderblume aller Schöpfungen prädestinirt aus jener Verborgenheit zu ihrer Zeit in die Menschengeschichte hereinzuwachsen. Es ist daher keine willkürliche Annahme und überaus bezeichnend für die Marianische Theologie überhaupt, wenn die Kirche in der Messe „zu Ehren der allerseligsten Jungfrau“ die Worte aus Eccl. 24: „Vom Anfange her und von den Jahrhunderten ward ich erschaffen und werde ewig bleiben — ich habe dem Herrn gedient in der heiligen Wohnung 2c. 2c. 2c.“ auf Sie bezieht. Und fällt nicht aus diesen letzten Worten ein Strahl ihrer Herrlichkeit auf alle christliche Kunst? deren eigenstes Wesen ja eben dieser heilige Dienst im Hause des Herrn ist.

Der so wahre und tiefsinnige Ausspruch des verewigten Becker: „Die Kunst sei ein Werk der Trinität“, findet eine Ergänzung und Weiterbildung in einem andern eben so geistvollen als hieher gehörigen Ausspruche: „Die Malerei sei die Kunst des Sohnes.“ Mit zitternder Ehrfurcht wagen wir hier eine Analogie zu finden, welche den von Becker nicht weiter ausgeführten Ausspruch nur bestätigen kann. Nach dieser Analogie käme dem Vater und Schöpfer vorzugsweise Architektur und Plastik, dem Sohne und Erlöser Malerei, dem Geiste Musik und Dichtkunst zu. Und sie alle, zwar gesondert, doch nicht exclusiv, bilden den einheitlichen Begriff der Kunst.

Daß die Malerei den Charakter der Demuth vorherrschend an sich trägt, ließe sich noch weiter ausführen, als es oben bereits geschehen ist, so ist sie vor allem andern die Magd des Herrn, dienend in seinem Tempel, und die Analogie mit der Gottesmutter, welche selbst sich „Ancilla Domini“ nennt, kann kunst- und kirchenhistorisch jedes lichte Auge leicht finden. Schon im umnachteten Heidenthume knüpften sich Orakel- und Mysterienlehre an das Bild, ohne dasselbe konnte die geheimnißvolle Seite des Götterdienstes gar nicht gedacht werden. Die Lichtseite hievon erscheint im christlichen Gnaden- und Wunderbilde, von welchem oben schon gesprochen wurde.

Nach unserem diesen Andeutungen „Ueber christliche Bilder“ zu Grunde liegenden Plane erübrigt nach dem bereits Gesagten nur noch Einiges „über den Universalismus christlicher Bildnerei“ beizubringen. Allerdings gibt es einen besonders ins christliche Leben eingreifenden Bilderkreis, welcher auch noch mit dem Cultus in besonderer Beziehung steht, außer diesem eine Namhaftmachung aller christlichen Darstellungsstoffe verlangen, hieße die Nennung aller auf gesunder und richtiger Lebensanschauung ruhenden, überhaupt möglichen Darstellbarkeit fordern. Die widerchristliche, aller Mystik feindliche, und deßhalb selbst im höchsten Grade mystische Zeitströmung, zu deren richtiger Würdigung natürlich abermal der christliche Standpunkt gehört, böte selbst eine Menge künstlerischer Gesichtspunkte, unter welchen ihre negative Natur jenen Universalismus bestätigen müßte, aber wir bleiben bei unserem nächsten Zwecke stehn.

Der symbolische Charakter der Kunst, unzertrennbar von einem umfassenden Kunstbegriffe, und allen bildlichen Hervorbringungen alter, vorchristlicher Zeit, als ihr eigenstes Merkmal aufgeprägt, findet in der christlichen Typologie seine höhere historische Begründung. Die über die ganze Schöpfung ausgegossene Typik und Prophezie, welche in dem was ist, auch noch ein Anderes verheißt und in Aussicht stellt, was noch nicht ist, wie die Knospe die Blüthe, diese die Frucht, ist eben wieder auf dem bloßen Naturgebiete eine große Typologie des freien, aber zu göttlichen Nothwendigkeiten sich weiter bildenden Geisteslebens. Eben hier, und zwar hoch über dem noch unentwirrten Knäuel profangeschichtlicher Vorgänge, beginnt erst die Region der Kunst, und die wahre Idee des Bildes, hocherhaben über tausend Hervorbringungen, besonders unserer Tage, welche diesen Namen usurpiren, wird erst erreicht im christlichen Bilde. Sie beginnt nun erst den Prozeß der Fort- und Weiterbildung zur wahren Kunsthöhe, diese aber setzt das Heimischsein, den richtigen Standpunkt und das von ihm abhängige richtige Verhältniß zu Gott, zum Menschen und zur Natur unbedingt voraus.

Die christlichen Bilder, seien sie nun rein geschichtlicher, didaktischer oder mystischer Art, unterscheiden sich wesentlich von allen andern Bildern durch Tiefe, Universalität und unmittelbare Beziehung zu jedem Menschen. Die geschichtliche Vergangenheit ihrer Stoffe bezeichnet und bezeugt überall irgend ein unvergängliches Moment, wie ihre prophetischen Vorblicke an die fernste Vergan-

genheit anknüpfen. Schon von dieser Seite wohnt ihnen der Charakter des Zusammenhanges, d. i. der Poesie im höchsten Grade bei. Sie wiederholen sich in jedem christlichen Leben, durch welche Wiederholung das bloße Dasein eben in die Lebensregion erhoben wird, in welcher wahres und klares Bewußtsein endlich in Gott, dem absoluten Sein, sich vollenden kann.

So lange es in der Geschichte der Menschheit noch Labyrinthe gibt, welche ganz und vollständig zu entwirren und zu beleuchten die Fackel christlicher Forschung noch nicht im Stande war, und welche wir, bis dies — vielleicht — geschieht, unter der Bezeichnung: „Profangeschichte" begreifen, liegt in jedem einzelnen christlichen Bilde mehr Poesie als in allen profangeschichtlichen Stoffen zusammen.

Und wenn die bereits gemachten bedeutenden Anfänge sich so weit steigern sollten, daß der Begriff einer sogenannten Profangeschichte überhaupt nicht mehr statthaft erschiene, würden die christlichen Stoffe Gegenstände und Bilder über jene andern schon durch das didaktische Element, das ihnen innewohnt, immer hoch hervorragend sich erweisen. Wir sehn hier ab von den allgemeinen großen Typen aller geistig Erwählten in der wirklichen Geschichte des israelitischen Volkes, aus der Knechtschaft, durch die Wüste nach dem verheißenen Lande, und geben einige Proben des Gesagten von ungeheurer welthistorischer Bedeutung. Sie gruppiren sich um Bethlehem und die Krippe. Christus ist gekommen. Drei Bilder zeigen uns drei Gattungen von Menschen, die ihn suchen. Kaum noch ist die selige Geburtsnacht im Morgenrothe zerronnen, so hat die gerade kindliche Seeleneinfalt der Hirten ihn schon gefunden. Dann kommt der wahrheitsuchende, redlich forschende, nach Erkenntniß dürstende Menschengeist, den die Weisen des Morgenlandes repräsentiren, sie finden ihn, aber nach langer, mühevoller Reise. Dann kommt die dritte Gattung, auch sie sucht ihn, aber sie sucht ihn mit dem Dolche in der Hand, um, wenn sie ihn gefunden, ihn zu tödten, aber sie findet ihn nicht.

Auch Jene fanden ihn nicht, denen er auf seine Frage: wen sie suchten, am letzten Abende seines Erdenwandelns zugerufen: „Ich bin's!" So finden ihn auch die Kirchenstürmer unserer Tage nicht, obgleich sie, von dämonischem Instinkte getrieben, ihn nicht bei den Secten, sondern wirklich dort suchen, wo er wahrhaft ist.

Christum finden heißt, mit Sehnsucht, Demuth und Redlichkeit in das Reich seiner Liebe und Wahrheit sich versenken. So fand ihn selbst ein Saulus, wenn er auch irrthümlich, aber bona fide die Träger seines Lichtes für des Lichtes Feinde hielt. Der Friede von Bethlehem erreichte ihn auf der Straße nach Damaskus, weil er, obgleich im Irrthum, doch guten Willens war. Wie jene weisen Heiden des Morgenlandes, findet Paulus, der Heidenapostel, seinen Heiland auf der Reise.

Mit Staunen erfüllte der Anblick des Tempels von Sion Alexander den Großen, weil er das Allerheiligste daselbst leer fand, und ohne Bild. Von den vielen Tempelbildern der Evangelien greifen wir hier nur eines heraus, es ist das erste Moment der wirklichen Erfüllung des Prophetenwortes: „Der Herr ist in seinem Tempel." Ein Greis, auf seinen Armen ein Kind: Lebens-Abend und Lebens-Morgen. Die Schöpfungsgeschichte berichtet am Schluße jeder Schöpfungsreihe: „Und es ward Abend und Morgen ein Tag." Hier ist es der Tag der gesammten Menschengeschichte, welcher unter der bedeutsamen Type von zwei Gestalten erscheint. Die Zeit des großen Advents der Geschichte ist in die Weihnacht übergegangen, der alte Bund der Vorbilder, der Sehnsucht und Erwartung ist zur Erfüllung und somit zu seinem Abschluße gelangt; auch das umnachtete Heidenthum hat seine spärlichen brauchbaren Blüthen getrieben, seine Verirrungen zu ihrer äußersten Entartung gebracht, die alte Welt hat ausgelebt, die neue, die christliche Ordnung beginnt. Dies alles, und noch mehr, liegt in unserm concret-historischen Bilde des alten Simeon mit dem Jesuskinde auf seinen Armen. Eine schönere Type des alten Bundes, mit allem, was an ihm heilig, wahr und göttlich ist, gibt es nicht, als diesen heiligen Propheten-Greis.

Malkmus, in seiner kleinen, aber trefflichen Schrift: „Das christliche Kirchenjahr" nennt ihn sammt der greisen Wittwe Anna die Vertretung und Repräsentanz der alternden, und nach Verjüngung schmachtenden Welt.

Erst wo sie vom Lichte der Offenbarung bestrahlt werden, treten Natur und Geschichte in den Lebenskreis der Kunst.

Beim besten Willen reden wir oft von göttlichen und menschlichen Dingen sehr verwirrt, wir mischen und trennen sie Angesichts ihrer scheinbaren Mannigfaltigkeit und gerathen in

Gefahr die einfache, beide normirende Formel, in welcher ihr gegenseitiges Verhältniß von zwei Worten ausgesprochen wird, aus den Augen zu verlieren.

„In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen.“ (Joh. 1.)

Unser physisches Leben haben wir ohne unsere Mitwirkung und Verdienst aus der Unendlichkeit seines Lebens empfangen, unser Geistesleben und seine Richtung ist unserer Wahl anheimgegeben, vermöge unserer Freiheit. Wir suchen Licht für dieses Leben, Lösung seiner dunklen Räthsel; sein Leben war das Licht der Menschen. Inwiefern das verborgene Gottesleben des Logos lichtvoll für unser irdisches Leben sein mag, das ist uns verborgen, zugänglich aber hat er das Licht seines Lebens als Licht für das unsrige gemacht, da er Mensch geworden und unter uns gewohnt hat.

Aus der Mitte der Trinität steigt in der Mitte der Zeit das Leben des Sohnes in die Mitte aller Creatur. Die Endpunkte der Creatur sind Materie und Geist. Ihre Mitte und Vermittlung, Verbindung, ihr Mittler ist der Mensch vermöge seiner Bestimmung und Wesenheit, welcher er durch die Schuld sich entfremdet, und nun seinerseits eines Mittlers bedarf. Dieser ist und wird der Logos durch die Incarnation. Diese ist es, welche unter dem prophetischen Bilde des Steines aus der Höhe nicht nur die thönernen Füße des Weltriesen zerschlägt, sondern durch sein Herabsteigen die stagnirenden Wasser der Schöpfung zu neuen Lebenskreisen bewegt, wie den gesundheitspendenden Bethesda zu Jerusalem. Es ist das Leben des Lebensprinzips, das in diesen Kreisen an die entferntesten Borde der Unendlichkeit schlägt. Die Incarnation ist die Religion und Wiederverbindung aller durch den Mißbrauch der Freiheit auseinander klaffenden Elemente geistigen Daseins, welche dieser Wiederverbindung sich bedürftig fühlen, ihr nicht nur keinen Widerstand entgegensetzen, sondern, wie der Kranke, der seiner Krankheit sich bewußt ist, sich gehorsam den Anordnungen des Arztes fügen.

Das Christenthum ist die Religion des Menschengeschlechts. Daß es nicht die Religion Aller, ja nicht einmal aller Getauften ist, hiefür gibt es selbst allein die ausreichende Erklärung: Christen sind, die Christen sein wollen, aber nicht Alle wollen es sein. Ueber die Verwaltung jener ungeheuren Geistesmacht, welche den

getauften Völkern, vor allen Europa's, über andere Völker gegeben ward, wird das jüngste Gericht einst Rechenschaft verlangen, um so mehr als sie diese geistige Ueberlegenheit nach andern irdischen Richtungen hin so gut auszubeuten verstanden haben.

Ob der Begriff der Begierdtaufe nicht auf alle Menschen, welche Wahrheit wollen, sich nach ihr sehnen, auszudehnen ist, untersteht natürlich der Entscheidung der Kirche.

Das Christenthum zeigt uns im dießseitigen Leben den Bestand zweier Reiche nebeneinander, des Gottes- und des Weltreiches. Die christlichen Bilder stehen darum auf der Höhe aller geschichtlichen Anschauung, weil sie uns dies universale Wesen der Menschengeschichte beständig und lebendig vor Augen halten; sie sind in dem Maaße schön, als sie didaktisch sind und ihre didaktische Seite enthält allein die wahre Lehre vom Schönen.

Alle wahre Kunst und Poesie reicht und deutet über das diesseitige Leben hinaus, wie der Bestand irdischer Wohlordnung in der Achtung und Beobachtung ewiger Gesetze ruht. Der Prophet einstiger Seligkeit ist hienieden die Tugend. Der Friede und die Schönheit, welche sie zum Theil schon hier umgeben, sind nur Reflexe von Jenseits. Die erhabenste Form menschlicher Dichtkunst ist die Tragödie. Hievon liegt die einzige, höchste und letzte Erklärung in der Geschichte des Menschenbildes nach seiner Natur, nach seinem Falle und seiner Wiederherstellung und — jenseitigen Vollendung. Die Anmuth und Lieblichkeit der uns umgebenden Natur ruht nur in ihrer prophetischen, stillen, elegisch-süßen Symbolik, welche den Weltwinter überdauert und sich hinüberrankt in den neuen Himmel und die neue Erde.

Es ist ein herbes, tief christliches Bild, welches im engen Rahmen seines Inhaltes die Widersätze darstellt, welche erst als die ewig Unversöhnlichen begriffen werden müßen, ehe die synthetischen Beziehungen der Gegensätze harmonisch sich suchen, finden und lösen können. Herodias mit dem blutigen Haupte des Täufers auf einer Schüssel: die freche Schönheit des Weltreiches im buhlerischen Schmucke als Siegerin über die Wahrheit. An dieser Schönheit ist alles Lüge, und das gebrochene Auge, die stummen, bleichen Lippen ihres Opfers verdammen schweigend jeden schönen Schein, der einem häßlichen Sein zur trügerischen gleißenden Hülle dient. In seiner didaktischen Seite wird die tiefere Schönheit dieses

Bildes zu suchen sein. An der Darstellung des Bösen in der Menschengestalt und Natur, die ein Bild Gottes ist, haftet immer etwas von der Herodias. Das radikal Böse, der Dämon wäre — so scheint es — in schöner äußerer Form am treffendsten darzustellen und so am drastischsten als Lügner zu charakterisiren; wäre dies aber auch möglich, was nicht zu läugnen ist, die christliche Kunst und Bildnerei hat bei diesem ganz nächtlichen Stoffe es niemals angestrebt, weil die innere Natur und Wesenheit des darzustellenden Gedankens ihm immer maßgebend für seine äußere Erscheinung schien, und sie, um den Lügner darzustellen, nicht selbst zur Lügnerin werden wollte.

Die Darstellung der Welt und des Lebens wie es ist, d. h. des Zusammenlebens der Widersätze von Gottes- und Weltreich, in irdischer Geschichte, gehört, wo ein geordneter Menschengeist der das Gute nicht bös, das Böse nicht gut heißen mag, sich ihrer bemächtiget, immer noch zur christlichen Kunst. Diese Aufgabe fällt vorzüglich der Dichtkunst zu, und Shakespeare, dem manche Derbheit und manches Zotenhafte mit Rücksicht auf seine Zeit und den Umstand, daß er die wirkliche Welt darstellt, wohl vergeben werden mag, ist hierin noch immer das unerreichte Muster. Daß er Katholik, und zwar ein gläubiger war, kann Niemand mehr bezweifeln. Die dem Christenthume feindselige Zeitströmung unserer Tage hat nicht das leiseste Verständniß von diesem Geiste, so tief sie auch die Kniee vor ihm beugen mag.

Das Menschenleben, sein Realismus mit seinen Ansprüchen und ihren Erfolgen, der Humanismus in seiner wahren Bedeutung, und nicht in jener lügenhaften, nach welcher dies Wort den Begriff einer von der christlichen Nächstenliebe völlig unabhängigen, uns angeborenen allgemeinen Menschenliebe bedeuten soll, hat den großen englischen Dichter jene transcendenten Einflüsse erkennen und mannigfach darstellen lassen, denen unser Geschlecht ohne göttliche Intervention rettungslos verfallen ist. Was Schiller in seiner Uebersetzung des „Macbeth" die Schicksalsschwestern, in seiner gräzisirenden Weise nennt; bei Shakespeare sind es Hexen, Dienerinen und Organe der Hölle, die den Zunder des Verbrechens und der Sünde in die Menschenbrust werfen.

Auf der Grundlage der menschlichen Willensfreiheit prägen sich die Verhältnisse aus, in welchen der Mensch zu einer nächtlichen

und finstern, und einer lichtvollen und heiligen Welt sich stellt. Nachbildlich sind jene Tausende von Bildern, welche alle in einzelnen Zügen des einen Erlöserlebens die Farbenreihe, Pracht und Mannigfaltigkeit des Lebens der Heiligen abspiegeln. Es sind die Ideale des ewig Schönen, gränzenlos wie die Unendlichkeit, einheitlich wie die Gegensätze der Naturen im menschgewordenen Christus. Was im gemeinen Leben, in der Prophetengeschichte, in der Wissenschaft es bloß zum Begriffe bringt, hier zieht es das Gewand des Schönen an.

Alles — im Lichte des Erlösers, für den Menschen als Realität Erkannte wird zum Ideale.

Das christliche Bild stellt dir den Märtyrer dar, entweder als bloßes Charakterbild mit der Palme und den Werkzeugen seines Triumphes, oder im Momente seiner Leiden. Immer ist die Verklärung des Looses aller Adamskinder, die Verklärung des Leidens sein Ideal. Ich kenne ein altes Bild des Märtyrers Vincentius: Der Kerkermeister tritt durch die schwere Eisenthür mit einer Fackel in das finstere Gewölbe; die Fackel ist seiner Hand vor Furcht und Staunen entfallen denn es ist Licht in diesem Raume. Der Gefangene hat Gesellschaft und breitet ihr liebeselig seine nackten gefolterten Arme entgegen. Himmlische Jünglinge bringen ihm Blumen und Kränze und duftenden Weihrauch aus der Heimat seines Erlösers. Die Hand des Einen irrt an den strahlenden Seiten einer Harfe herunter bis zum Ohre des Heiligen, und vermittelt harmonisch den Gegensatz zwischen dessen himmlischem Ideale und seiner irdischen Lage, denn sein Rücken ruht auf Schmiedeschlacken und Scherben, und seine Füße liegen im Stock.

Oder das christliche Bild führt dich in die Oeden der schweigenden Wüste zu den Einsamen der Thebaide, in die Felsenkammern syrischer und egyptischer Gebirge, vor deren Eingang der Palmbaum im Nachtwind säuselt, wo du nichts hörst, als etwa das ferne Brüllen des hungrigen Löwen, oder des Straußen Trauerruf, der über die mondbeglänzten Sandflächen hineilt. Die Helden der Einsamkeit, ob im südlichen Wüstenbrande, oder in der kühlen Nacht gallischer oder germanischer Wälder, sie ringen mit den Weltmächten für und um ihr Ideal, wie die Märtyrer. Diese hören in dem brüllenden Rufe des Amphitheaters: „Christiani ad Leones“ ein Echo jenes Geschreis am Forum zu Jerusalem:

„Crucifige“; sie erkennen im wilden, finstern Wüthen der Menschen den Widersacher, den sie mit Geduld und Treue bis in den Tod überwinden müßen. Den Söhnen des Schweigens und der Oede, den Einsiedlern, tritt er, wie dort dem ewigen Sohne in der Jordanwüste, oft unmittelbar nahe. Oft hat es die Kunst versucht, deren Kämpfe mit den Engeln der Finsterniß in ihr Bereich zu ziehen und sie hätte auch dann, wenn diese Kämpfe bloß auf geistigem Gebiete sich ausgestritten, noch immer vollkommenes Recht von der ihr innewohnenden Prärogative, geistige Ereignisse und Zustände — wo und wie immer möglich — sichtbar darzustellen, Gebrauch zu machen. Jene Nachtgestalten, denen der Anachoret mit seiner in der Kraft Gottes starken Seele widersteht, die das Reformations-Zeitalter durch Hexenprozesse und Scheiterhaufen los zu werden meinte, und welche die Aufklärung unserer Zeit, in ihrem allgemeinen Unglauben mitbegriffen, als frazenhaftes Spielzeug aus der Kinderstube finsterer Jahrhunderte belacht, sie bilden in der That jenes Element des Grauenhaften, das in der Ahnung des Zusammenhanges aller Dinge die nächtliche Seite vom Dualismus des diesseitigen Lebens darstellt.

Wo dem verneinenden Geiste das gefährlichste Kunststück seiner eigenen Verneinung gelungen ist, wo die Sache sich gestellt hat, wie Mephistopheles im Faust es ausdrückt: „den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben“, da macht jenes Grauen, das im Bewußtsein von der Existenz der bösen Geister und der Furcht vor ihrer Thätigkeit in der Menschheit immer noch zur Poesie gehört, einer Wirklichkeit Platz, welche in ihrer Gräuelhaftigkeit die letzte poetische Spur ausschließt, und, wie ihr Urheber, an sich nichts mehr als Scheußlichkeit ist; wie wir das bei der Gottlosigkeit unserer Zeit in tausend Formen diabolischer Einwirkung auf den Menschen, z. B. Elternmord, Kindermord, Gattenmord und zuletzt Selbstmord ꝛc. ꝛc. mit Entsetzen wahrnehmen.

Die düstere Seite der Einöde, welche in den Gotteskämpfen der Einsamen ihre ideale Lösung und Darstellung findet, hat in der gedankenlosen, der Idee entfremdeten Nüchternheit unsrer Tage sich ein concretes Monument ihres Daseins erhalten. Die Rechtspflege hat nach dem einstimmigen Urtheile aller geistvollen Criminalisten in der Einzelnhaft des Verbrechers ein Mittel erfunden, welches in der Regel in Bezug auf Bekenntniß alle Tortur im

reichsten Maße ersetzt und einen wunderbaren Blick in die Tiefen des Menschenwesens gewährt. In der Einsamkeit verzweifelt der Böse, ist der Heilige selig, — jener, weil er, getrennt vom Weltreiche, dem er gedient, und seinen Zerstreuungen, Genüßen und Sünden, nun allein ist mit seinem „Ich", vor dem er erschrickt, indem er hier den Lebensquell vertrocknet findet, an welchem allein geschaffene Geister Ruhe und Labung finden — dieser, weil er fern von jenen Zerstreuungen, in sich den Frieden findet, mit welchem die menschgewordene Liebe ihre treuen Kämpfer lohnt, und seinem himmlischen Durste gewährt, in langen, ruhigen Zügen zu trinken aus den Quellen des Erlösers.

Gleichsam im Vorgefühle der ewigen Ruhe vollendeter Seelen, bricht der große Hieronymus in den Preis der Einsamkeit mit den Worten aus: „O Christi immer blühende Wüste, o Einöde, vergesellschaftet mit Gott."

Die Lebensnachrichten über die syrischen und egyptischen Väter und Einsiedler, die er gesammelt und welche sein Griffel uns aufbewahrt hat, klingen in unsere Zeit herüber, wie Töne aus einer andern Welt. Jener Verkehr der Einsamen mit der Natur, mit den Thieren der Oede und der Wälder, und mit der reinen Welt seliger Geister, der seinen tiefen Grundton abermals aus den Quellen des Erlösers, wo die Lebenswasser am hörbarsten rauschen, geschöpft, und den der Evangelist (Markus), wo er die Versuchungsgeschichte des Herrn erwähnt, in die einfachen Worte faßt: „Er wurde vom Teufel versucht, lebte unter wilden Thieren, und die Engel dienten ihm", — gehörte einst mit in die Reihe christlicher Bilder, welche wie himmlische Visionen vor dem innern Auge des christlichen Volkes standen, welches ihre äußere Erscheinung und Darstellung durch Bildnerhand um so freudiger begrüßte, je vertrauter diese Ideale katholischer Weltanschauung seinem Seelenleben waren.

Es ist ein verspäteter Nachhall tief innerlicher Menschlichkeit, die zwischen der mystischen Nacht- und Lichtseite hindurchgehend, und beide empfindend, im zwar sehr bekannten, aber kaum geahnten, viel weniger verstandenen Dichterworte von des heiligen Hieronymus mit Gott vergesellschafteter Einöde Zeugniß gibt: „Du meiner Lust und Wehen andächt'ger Aufenthalt", und Ludwig Richter hat den Nachsatz bildlich commentirt, er lautet: „Im

Walde steht geschrieben ein stilles, ernstes Wort, vom rechten Thun und Lieben, und was des Menschen Hort." Auf dem Waldbilde spielen Rehe am sprudelnden Quell, aber an der mächtigen Eiche, der Königin des Waldes, steht das Zeichen, in dem allein Menschliches und Göttliches auf ewig sich begegnen, an ihrem Stamme hängt ein — Cruzifix.

Um die hier berührte Saite etwas vernehmlicher anzuklingen, mag an die Worte der Schrift erinnert werden, nach welchen am Holze gesühnt werden muß, was am Holze gesündigt wurde, und an jene andern voll tiefster Prophezie: „Vom Holz herab hat Gott die Welt regiert."

Das Prinzip des Lebens ist untrennbar von der Incarnation, wie dessen geschichtliche Wirklichkeit von der Erlösung, weil nach dem Falle in ihr allein und durch sie und wegen ihr die Geschichte möglich ist, welche in ihrem Verlaufe und in der unendlichen Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen und Zustände zuletzt sich immer nur auf Fall und Erlösung zurück bezieht. Bilder, hinter und über welchen außer der Darstellung des einst Geschehenen dieser Gedanke zum Ausdruck kömmt, sind christliche Bilder, und damit haben sie den Gipfel historischer Kunst erreicht. Dieses Zurückführen der zerstreuenden Vielheit zu ihren einheitlichen Ausgangspunkten und Quellen rettet der Kunst ihren wesentlichsten d. h. symbolischen Charakter, so in der Geschichte, so in der Natur und so in der Region, wo Natur und Geschichte, in ihrem gegenseitigen Verhältnisse zu ihren Ausgangspunkten zurückkehrend, den Lebenskreis ihrer Anschauungen und Thätigkeiten um ein gesichertes Centrum geschlossen haben. Dieß Centrum ist der Herr und Urheber der Natur, die Voraussetzung aller Geschichte, durch den wir das physische Leben haben, der unserm Geistesleben die lichtvolle, rettende Richtung gibt, die unser diesseitiges Leben regeln und uns lehren soll, dasselbe für die Zeit der Aussaat, für ein künftiges, erntefreudiges Ziel zu halten und zu benützen; der uns den Grundzug unsers Wesens und unserer Bestimmung auch in jenen gräßlichen Erscheinungen und Verirrungen nicht verkennen läßt, welche Zeugniß geben, daß die Menschenseele einen Himmel will um jeden Preis, auch wenn sie ihn bei der Hölle suchen sollte.

Diesem im Erlöser in die Zeitwelt eingegangenen Leben Gottes muß der Lebensbegriff in Natur und Geschichte entnommen,

bei ihm muß das Verständniß und die Wesenheit auch der christlichen Bilder, die ihre Form aus der Natur, ihren Inhalt aus der Geschichte nehmen, und vor allem bei der Kirche, wo dies göttliche Leben nie zu pulsiren aufhört, gesucht werden.

Dies im Leben der Kirche stets sich erneuernde, stets wiederkehrende Erlöserleben berührt mit seiner befruchtenden Kraft und seinem Verklärungsschimmer alle berechtigten Daseinsformen des Menschengeschlechtes und gibt ihnen allen, indem sie alle und jede einzelne zu ihrem Ideale erhebt, ihre wahre Realität. Da steht neben der Gattin mit reichem Kindersegen, glänzend als starkes Weib und christliche Mutter, die mackellose Jungfrau, die einsame in Gott versenkte Witwe, neben der Nonne und dem Ordensbruder der todesmuthige Krieger, der Märtyrer und der Anachoret. Der unter dem Glanze einer Krone demüthige Herrscher, nach innen ein Vater seines Volkes, nach außen ein gewaltiger Schutzherr und Vertheidiger der höchsten Güter der Menschheit, streitend für Wahrheit und Recht, und der königliche Prinz, der zwischen seiner Geburt und dem Zuge seines Herzens eine Anomalie erblickt, der statt des Scepters den Hirtenstab ergreift, und versenkt in die unendlichen Tiefen ewiger Schönheit im einsamen Wiesenthale bei der Heerde steht, während die Waldtaube in der weggeworfenen Krone nistet. Da erblicken wir den hohen Lehrer, dessen Adlerblick sich in die Tiefen und Höhen der Philosophie und Theologie versenkt und erhebt, neben dem einfältigen Bruder, der nur das Geheimniß des Gehorsams kennend, das Haus fegt und den Wasserkrug am Brunnen füllt, den seeleneifrigen Bischof und Priester, den mit den Sorgen und Nöthen der ganzen Erde belasteten Papst, den gottseligen Bauer hinter dem Pfluge, die christliche Dienstmagd und den frommen Bettler, — alles Strahlenergüße und Strahlenbrechungen von der einen Sonne, die in der Farbenpracht der Iris als Friedensbogen am wetterdunklen Himmel irdischer Geschichte stehn.

Und diese Sonne hat ein menschlich Antlitz, weil der Mensch ein Bild Gottes ist. Was der Mensch aus sich, dem Bilde Gottes, durch die Schuld gemacht, hat seine Unmenschlichkeit mit gräßlicher Schrift auf dies sonnenhafte Antlitz geschrieben. Wildes Dornengeflecht umrankt die königliche Stirne, in Blut und Speichel

getaucht sind die göttlichen Züge. Dies Bild hat in aller Unendlichkeit und Ewigkeit kein ihm ähnliches Zweites, hundert und hundertmal hat es die christliche Bildnerei stumpfsinnig und begeistert, halbgläubig und vielleicht sogar ungläubig wiederholt. Heute noch nennen wir es mit dem Heiden Pilatus „Ecce homo."

Ein Ecce homo ist die ganze christliche Kunst. Indem sie die höchsten Höhen und tiefsten Tiefen des Menschenwesens umschließt, ist sie die fortwährende allereifrigste Erklärerin und Darstellerin des Menschen. Jedes ihrer Werke ist die Auslegung jedes andern, und alle zusammen, wie jedes Einzelne, sprechen: „Ecce homo", sehet: das ist der Mensch. Die lügenhafte Humanität, die sich neben und außer die Menschenfreundlichkeit Gottes und die nachbildliche christliche Nächstenliebe als ein von dieser unabhängiger Begriff drängen und stellen will, wird erst durch diese in ihrer wahren Natur erkannt.

Der Unglaube, welcher es trotz aller frechen Hypothesen in der Profanation der ganzen Menschengeschichte zu keiner Antwort bringt auf die Pilatusfrage: Quid est veritas? (weil er, wie Jener die Wahrheit, die lebend vor ihm steht, nicht will) wird immer fragen, vergeblich fragen: Was ist Wahrheit? was ist der Mensch, bis der Menschensohn in vielleicht zu später Stunde nicht als Erlöser, sondern als Richter fragen wird: Warum hast du nicht geglaubt?

Der Universalismus der christlichen Bilder, weil er die Gegensätze auf das Innigste verbindet, zeigt den Widersatz in der prägnantesten Form seiner Verwerflichkeit. In dieser und nicht in der einschmeichelnden Weise gleichberechtigter Verschiedenheit gehört auch der Widersatz zur didaktischen Seite seines Wesens.

Die Oberfläche unserer Erde mit ihren zerrissenen Kontinenten, Binnenmeeren, Sandwüsten und Vulkanen, wie die Universal- und Spezial-Geschichte des Menschengeschlechtes zeigt auf physischem und moralischem Gebiete, welche Zerstörungsmächte auf beiden Gebieten zu ihrer dermaligen Gestaltung mitgewirkt und beigetragen haben. Das erhaltende rettende Prinzip, indem es selbst an den physischen Wirkungen geistige Ursachen nachweiset, verkörpert durch die natürliche Generation, welche nur den Tod fortzupflanzen scheint, auch den Segen und die Verheißung. Was die größten Menschen, von der Vorsehung wie Träger und Pfeiler

ihrer Plane in die Geschichte gestellt, bis auf den größten von Allen, bedeutet und gethan haben, in ihm kulminirt das Lichtleben der Menschheit, darum heißen Bilder, welche etwas von diesem Universalismus künstlerisch zur Anschauung bringen, unbedingt die christlichen Bilder. Vollinhaltlich ruhen sie, wie die Gesammtgeschichte, auf ihm, und weisen doch auch wieder, analog mit ihm, vermittelnd nach rückwärts und nach vorwärts; nicht sie werden erklärt, sondern sie erklären, wie der römische Janus (Ja Nu), den das kriegerische Volk selbst seinem Patron, dem Mars vorzog und an die Stirne des Jahres (Januar) setzte, als Oeffner und Schließer der Pforten des Janustempels oder Bogens — als Clusius und Claviger — nicht den Noa, den Schiffenden mit der rettenden Arche, und Petrus, den Fischer und Schlüsselträger und sein rettendes Kirchenschifflein erklärt, sondern von jenen beiden als bedeutungsreiche Ahnung des kommenden christlichen Roms und seiner universalen Sendung erklärt wird.

Man hat den Bestrebungen christlicher Bildnerei den Vorwurf der Einseitigkeit gemacht, welcher, merkwürdig genug, gegen die minutiösesten Abzweigungen der Malerei — Genre, Thiere, Blumen u. s. w. — nie erhoben wurde. Man hat dieser sogenannten christlichen Einseitigkeit die Charakter- und Farblosigkeit der modernen Kunst lobend als Vielseitigkeit gegenübergestellt, und übersehen, daß diese gerügte Einseitigkeit eigentlich die Einheit aller Anschauungen, die Allseitigkeit, der Universalismus ist, welcher die ganze Fülle wahrheitlicher Ideen ordnet und regelt, weil er die verwirrend zerstreuenden Vielheiten in dem Begriffe der Allseitigkeit faßt. Erst von diesem Standpunkte kann das Einzelne in seinem Verhältnisse zum Ganzen verstanden und die Geschichten zum Begriffe der Geschichte werden, denn die Erscheinungen des Lebens der Menschheit werden nur vom christlichen Bewußtsein begriffen, weil das Christenthum die synthetische Vereinigung der beiden bis zu seinem geschichtlichen Eintritte in die Geschichte bestandenen Gegensätze von Natur und Geist darstellt und wirklich ist. Der bildlose Geist des Offenbarungsvolkes und das geistlose Bild der Heidenvölker eröffnen, — außerdem, daß sie ein tiefes Symbol des leiblichen Todes, welcher wieder nur Bild und Darstellung des geistigen Vorganges im Centrum der menschlichen We-

senheit ist — den allseitigen Einblick in die Wirkungen des Sünden=
falles, durch welchen die Trennung von Gott im Zerfalle des
Menschenwesens nach Natur und Geist, oder besser „Bild und
Geist", welche nun in seinem Innern jenen Kampf kämpfen, den
Paulus das Gelüsten des Fleisches gegen den Geist nennt, so furcht=
bar drastisch sich darstellt. Die Erlösung nun beginnt am Ablauf
der alten Geschichte ihr Werk durch die Incarnation. Gott und
Mensch in Einer Person sind hiedurch schon die Versöhnung von
Natur und Geist. Was Adam durch den Fall verloren und ver=
scherzt, eine Darstellung Gottes in der sichtbaren Welt zu sein,
das ist nun Christus in unendlich erhabenerer Weise. Erscheinung
und Sein sind nun Eins, die Urtype jedes christlichen Bildes.
In ihm ist die Natur mit dem Geiste und der Geist mit Gott
versöhnt.

Die christlichen Bilder, wie sie in einzelnen Lebenserschei=
nungen als Reflexe des Alllebens Gottes in heiligen Menschen zu
Tage treten und von denen wir oben einige flüchtige Andeutungen
gaben, umfassen ihrer Wesenheit nach alle wahrheitsgetreue Welt=
anschauung, ob sie in einer wirklich geschehenen Begebenheit, oder
als symbolische und parabolische Verhüllung eines noch allgemei=
neren umfassenderen Begriffes sich darstelle. Wenn wir z. B. in
den Katakomben dem Orpheus begegnen, wie er mit seiner Leier
die Thiere sänftigt und zähmt, so ist dies in seiner Anwendung
nach Zeit und Ort gewiß ein christliches Bild.

Dergleichen tritt in eine gewisse Verwandtschaft mit jenen
Auffassungen der Kirche, mit welchen sie uns überhaupt die Schätze
des klassischen Alterthums gerettet und überliefert hat, indem ihr
erlösender Geist selbst jene oft dunklen und unlautern Ahnungen
aus ihrer Umschattung in den Kreis ihres Lichtlebens verklärend
und erklärend erhob. Hier nun gleichen sie jenen zerschnittenen
Bildern, die man den Kindern als geistreiches Spielzeug schenkt,
um an ihrer Zusammensetzung und Wiedervereinigung ihren Scharf=
sinn zu üben. Der echten Wissenschaft unserer Tage war es
vorbehalten, durch vergleichende Sprachforschung und Alterthums=
kunde der Kirche den Dank für die Erhaltung jener alten trüm=
merhaften Weltideen abzustatten, indem sie ihr dieselben mit der dem
vorchristlichen Alterthume unmöglichen richtigen Deutung als das
Ihrige, das ergänzte Allgemeine zurückgibt.

Wenn schon die alttestamentalen Stoffe und Bilder und selbst das blos Episodische neutestamentlicher Ereignisse, — soferne es erlaubt ist, solche Stoffe, wie z. B. Mariens Gang über das Juda-Gebirge, das Herbergesuchen zu Bethlehem, die Ruhe auf der Flucht und unzählige andere, episodisch zu nennen — viel schöner, erhabener und weltumfassender sind, als die wichtigsten und größten profangeschichtlichen Momente, so erreichen die evangelischen Thatsachen und geschichtlichen Mysterien des Erlöserlebens schon als Bilderstoffe gedacht, eine mit nichts anderem zu vergleichende Höhe und inhaltliche Tiefe, deren Unerschöpflichkeit alle Künstler, welche sich mit diesen Stoffen beschäftigten, kannten und kennen.

Alt wie die Rathschlüsse Gottes, neu wie der heutige Morgen, senken sie ihre Wurzeln in die Abgründe göttlicher Eigenschaften, sie begegnen dort einer Fülle ebenbildlicher Analogien und den Gründen ihrer Störung und Verdunklung. Sie ranken sich aus Labyrinthen von Hinfälligkeit und Schwäche an der Gestalt des Erlösers empor zu ewiger Jugend.

Der Seele, welche sich absichtlich gegen den Offenbarungsglauben wehrt, mit einigem Erfolge von diesen Dingen und den christlichen Bildern zu sprechen, dafür ist uns keine Sprache und Ausdrucksweise bekannt. Um so leichter muß ihre ahnungsreiche Tiefe sich bei Jenen bis zum Grade des Verständnisses — soweit dies überhaupt für das diesseitige Menschenleben möglich ist — erheben, welche es mit ihrer Philosophie wenigstens soweit gebracht haben, im Glauben ein unabweisliches Lebensgesetz zu erkennen, ein Gesetz, unabhängig und frei von der Willkür und Sünde des in unsere Natur eingedrungenen Verderbens, welches nebst der Bestätigung und Erklärung seiner Gründe uns im historischen Erlöser zugleich den Heilsweg und die Rettung aus diesem Verderben anbietet. Die dreigestaltige Summe aller Begriffe — von Gott, Mensch und Natur, — von deren richtiger oder falscher Auffassung alle Klarheit oder Verwirrung im Menschengeiste abhängt und bedingt ist, findet in der christlichen Bildnerei ihren höchsten Ausdruck bei den geschichtlichen Darstellungen des Erlöserlebens, wie es die Kirche in den Evangelien uns überliefert und welches wieder in der Passion, in welcher alle historischen Fäden zu einem centralgeschichtlichen Brennpunkte zusammenlaufen, sich vollendet.

Wir gehen an der unendlichen Fülle möglicher Kombinationen, an welchen das christliche Kunstideal auf didaktische, mystische und typische Weise zum Ausdruck gelangen kann, vorüber, um diesem Zentrum der Menschengeschichte schließlich noch einige Zeilen zu widmen. Auch der Fixirung und Klarstellung des Lebenszweckes durch des Erlösers Lehrwort erwähnen wir nur im Vorübergehen, obgleich dies einer der gewaltigsten Strahlen des unerschaffenen Urlichtes ist, der in unsere Erdennacht hereinleuchtet, dessen Glanzspuren den edelsten Geistern der Heidenwelt nur als ferne Nebelflecken erschienen, und in deren Morgenröthe selbst im gottgeordneten Judenthume nur geläuterte Seelen, reine, für die Transparenz seines Formalismus geschärfte Augen zu blicken vermochten.

Die christlichen Bilder sind Blüthen der betrachtenden Menschenseele. Der Heiland hat Kranke geheilt, das ewige Wort hat Sterblichen das Reich Gottes gepredigt. Das Brod, das vom Himmel herabgekommen, hat Tausenden von heilsbegierigen Seelen, welche über der Sehnsucht nach unvergänglicher Nahrung ihren Hunger vergaßen, mit irdischer Nahrung gespeist und ihnen des Leibes Nothdurft gewährt. Zwölfe sind es, die die vermehrten Brode vertheilen, Zwölfe, welche für alle Zukunft die übrigen Reste sammeln. Er hat sich von den Schaaren zurückgezogen in Bergeseinsamkeit und Gebet. So hat er seinen Tag beschlossen und seine Nacht herauf geführt, denn sein sind die Tage und Nächte, und er hat sie gemacht. Er denkt der Seinigen draußen im wüsten Meere und geht sie heimzusuchen, er läßt sich seine Sterne leuchten und schreitet auf den Wogen ihrem Schifflein zu. Es ist dieß überhaupt wie sein Kommen zu uns in die, ohne ihn, dunkle Menschenwelt. Es muthet uns hier etwas von der Christnacht an, und auch von jener andern bangen Nacht, wo Petrus, voll Vertrauen auf die eigene Kraft, stärker in der Versuchung als die andern zu sein sich vermißt, bis die Stimme der Magd ihn zu Falle bringt, und der Hahnenruf sein Bußprediger wird, er gebrochen und erschüttert in den Tiefen seiner Seele das warme Kohlenfeuer und des Kaiphas Hof verläßt und hinaus eilt in die Nacht, voll Scham und bitterlich weinend.

Der große künftige Beichtvater der Kirche sollte im Anblick seiner eigenen Schwäche Milde lernen und Demuth und Vertrauen auf den, der uns stärkt und der gesagt hat: „Ohne mich könnt

ihr nichts." Es ist ein verwandter Zug, der hier das künftige Leben des Apostels und das Leben der Kirche mit bedeutsamem typologischen Zwielicht streift, als Petrus dem auf den Wogen nahenden Erlöser zuruft: „Herr, wenn du es bist, so heiße mich auf dem Wasser zu dir kommen", und auf die Einladung: „So komme", die Barke verläßt, aber erschreckt vom Winde und Meere, alsbald ausruft: „Herr, rette mich!" und der Herr ihm die Hand reicht mit der Rüge: „Kleingläubiger, warum zweifelst du?" und mit dem Geretteten sein Schifflein besteigt.

Ob die hier liegenden Tiefen noch vor Ablauf irdischer Geschichte mehr Licht erhalten werden? Im Vertrauen auf ihn, den Herrn der Natur, versucht es Petrus mit den wilden Kräften der Natur, und ihm wird bange; was wird's mit denen, die ohne Glauben an ihn und ohne Vertrauen mit der Natur anbinden? In allen Erscheinungen des Gottesreiches ist es der Appell an die Gnade, welcher die diesem Reiche Angehörigen von den anderen auszeichnet und ihnen dieses Reiches große Signatur, die Demuth, aufprägt. Wir Gefallenen bedürfen der Natur gegenüber, ob wir als Forscher oder als Künstler ihr nahen, der Gnade, an sie und nicht an das Gesetz appellirt der Schuldige. Die Gnade aber ist die Erlösung, ohne welche es keinen Standpunkt, der ein gesundes Verhältniß nach welcher Richtung immer zuließe oder gewährte, geben kann. Die Gnade lebt in der Kirche und diese spiegelt sich in ihren evangelischen Anfängen in so vielen Zügen, welche der christlichen Bilderreihe angehören, weil sie eben so wahr und universell, als schön und darstellbar sind. Nur im Vorbeigehen sei eines hieher gehörigen Zuges Erwähnung gethan, wie nämlich der Herr, als eine große Schaar seiner Predigt harrend um ihn versammelt ist, sich in einem Schifflein etwas in den See hinaus rudern läßt, um von diesem sein Lehrwort an die am Ufer versammelte Menge zu richten. In jedem anderen Falle nun wäre es das gleichgiltigste Ding, zu wissen, wem dies Schiff gehörte; hier wird es zu einer Welttype und zu einem Beweise der göttlichen Inspiration der Schrift, wenn der Evangelist sagt, das Schiff habe dem Petrus gehört. Die Wahrheit, daß von hier aus allein das göttlich auctorisirte Lehramt zu den Völkern und Zeiten ausgehe, hat im christlichen Kirchenbaue den technischen Ausdruck: „Kirchenschiff" introduzirt.

Eine andere Seite desselben Inhalts erblicken wir in dem concreten evangelischen Bilde dieses Schiffes, das sich in der Kirchengeschichte unablässig wiederholt: am Borde des Schiffes ist Jesus mit seinen Aposteln, aber er schlummert, während dasselbe mit dem Sturme und den empörten Wogen ringt; auf den Hilferuf der Jünger erhebt er sich, gebietet den Wogen und den Winden, und es wird eine große Stille.

Die Evangelien sind ein beständiges Hin- und Herwandeln zwischen Gott, Mensch und Natur, ein Gewebe ihrer gegenseitigen Beziehungen und der Darstellung ihrer gesunden und heilsamen, wie ihrer gefährlichen und krankhaften Verhältnisse in Lehren und Bildern, überall und in universalster Weise die höchsten Abstraktionen in concreten praktischen Formen an das mystische Leben der künftigen Kirche knüpfend.

Wem der Herr größer erscheint, wenn er Kranke heilt, Todte erweckt oder den wilden Naturkräften Ruhe gebietet, als wo er segnend unter Kindern sitzt, hienieden schon ein Bild des Himmels, Gott in Mitte der Seligen, oder wo er durch die Vögel des Himmels, durch die Blumen des Feldes Ergebung und Vertrauen den Seinigen predigt, der kennt ihn und seine Mission an das Menschengeschlecht nicht und versteht die christlichen Bilder nicht. Noch weniger wird einem Solchen die dunkle irdisch beschattete Seite verständlich, wo das Lichtleben Gottes, durch den Erlöser dargestellt, in der Zeit und Stunde der Finsterniß der dualistischen Weltgeschichte zu erliegen scheint, wie dies bei jenem Oelbergsbilde der Fall ist, das uns den Herrn leidend, seine Feinde wachend, die Seinigen aber — schlafend darstellt. Solchem bleibt auch das außerordentliche prototypische Verhältniß der Weltgeschichte zu ihrem Zentrum der Passionsgeschichte und damit der Universalismus der christlichen Bilder verschlossen. Ist er gläubig, so sieht er die Liebesthat unserer Erlösung als eine vergangene Begebenheit und in der Wiederkehr ihres zeitlichen Inhaltes, welche wir in gewissem Sinne Allgegenwart nennen möchten, nichts als eine historische Erinnerungsfeier. Der Ungläubige hält sich für so vorurtheilsfreier, als er ihr keine weitere Bedeutung, als tausend anderen Ereignissen beimißt. Freilich hat er damit den Begriff der Geschichte überhaupt verloren und eingebüßt, welche in ihrer Wahrheit keinen zufälligen, oder mathematischen, oder gar mechanischen, sondern

einen wahrhaft künstlerischen Verlauf nimmt. In der Ahnung hievon liegt die einzige Rechtfertigung des sonst unwahren und doch so beliebten Ausspruches: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht."

In der Passion einigen sich die beiden großen Widersätze vorchristlicher Zeit: Naturreligion und Offenbarung, Juden- und Heidenthum, Jerusalem und Rom, in dem einzigen Punkte, der von Anbeginn allen Menschen gemeinsam war, im substitutiven Blutopfer, indem sie, ohne es zu wissen und zu wollen, diese größte und allgemeinste aller Welttypen gemeinsam zu ihrer Erfüllung bringen „am Lamme, das vom Anfange geschlachtet ward."

Die Passion, ein Werk der Bosheit seitens der Menschen, umgestaltet zum Werke der höchsten Liebe von Seiten Gottes, ist es, in welcher alles Vorbildliche kulminirt und alles Nachbildliche bis an's Ende seine Originalien findet.

Eine Nacht und ein Tag, analog den Schöpfungstagen — „und es ward Abend und Morgen ein Tag" (Genes.) — stellen das Wesen der gesammten Welt- und Menschengeschichte und alle beachtenswerthen Erscheinungen ihres Verlaufes in ihren einschneidendsten Zügen für jeden einzelnen Menschen, wie für das gesammte Geschlecht in furchtbarer Lebendigkeit und praktischer Anwendbarkeit dar. Das Böse wird gewollt, das Gute wird geschafft. Die Früchte fallen nach Maßgabe der Willensrichtung in den Schooß der Theilnehmer. Der Dualismus mit allen seinen Uebergängen, in allen seinen positiven und negativen Beziehungen zur Wahrheit, und ihres Verhältnisses zur Menschengeschichte, der Verrath an der Wahrheit, die Flucht aus Menschenfurcht, die sie verleugnende Schwäche, wie das standhafte Ausharren bei ihr bis an's Ende, haben ihre Vertreter in Judas, Petrus und den Jüngern, wie in der Gottesmutter, den heil. Frauen und Johannes. In Nikodemus und Joseph von Arimathea erscheint das reine bessere Judenthum, das sich selbst und die göttliche Seite seines Wesens findet, indem es den Verheißenen erkennt und anerkennt, während die andere Seite desselben dem Geiste seines Gesetzes, seines Priesterthums, seiner Propheten entfremdet, erstarrt in geistlosem Formalismus, mit tödtlichem Hasse seinen Messias verfolgt, weil er nicht ist, wie ihr durch nichts gerechtfertigter Nationalstolz und ihre Ichsucht sich sein Bild ausgestattet haben. Dann kommt das Heidenthum durch Pilatus vertreten, in seiner schwankenden, servilen, scheinbaren Ge-

rechtigkeitsliebe, an aller Wahrheit verzweifelnd, wie dies der wegwerfende, fragende, keine Antwort erwartende Ausruf: Was ist Wahrheit? mit welchem jener, von ihr, die in der Person des Erlösers leibhaftig vor ihm steht, sich wendend, gegen bessere Ueberzeugung durch seinen Richterspruch die Unschuld dem Tode überliefert. Er hat auch das matte Dämmerlicht mißachtet, durch welches die andere, die bessere Seite des Heidenthums Ausdruck zu gewinnen scheint. Träume von rettenden Göttersöhnen, zu welchen der Polytheismus die uralte Lehre von der Erlösung durch den ewigen Sohn verunstaltet und verzerrt, hatten sich während des Schlafes im Weibe des Prokurators zu jenem Bilde des Gerechten geeinigt, in jener bangen Nacht der Gefangennehmung Jesu, das sie ängstigte und bestimmte, ihren Gatten seinetwegen zu warnen.

Zu den Richtern dessen, der einst uns Alle richten wird, tritt noch der weichliche, wollüstige, indifferente Herodes. Alle verdammen ihn, auch das Volk, das noch vor acht Tagen ihn mit Hosannas und Palmen in die Stadt geleitet, aufhetzbar und aufgehetzt, wie immer schreit um seinen Tod: „Kreuzige ihn!“ Hier erfüllt sich vor Allem die große universale Type vom Weltreiche in seinem Widersatze zum Gottesreiche. Beide liegen zur Wahl vor, das Weltreich wählt wie früher am Forum zu Jerusalem, so heute noch: „Hinweg mit ihm, den Barabbas gib uns los!“ (Barabbas war ein Mörder). Es wählt statt seinem Erlöser den Mörder vom Anfange. Hienieden aber, wo beide Reiche neben einander gehen, fällt aus dem Gottesreiche ein Strahl auf diesen gräßlichen Vorgang, und beleuchtet eine andere Seite des irdischen Dualismus. Im Lichte dieses Strahles erscheint Barabbas als Typus des sündigen Menschengeschlechtes, es wird losgegeben und erhalten, weil Christus seiner Schulden Tilgung übernimmt und für das verbrecherische Geschlecht in den Tod geht.

Die Gewohnheit hindert uns, das Ungeheure dieser Dinge, auf denen die Welt und alle Mystik des Daseins ruht, in ihrer ganzen Größe zu fühlen. Seitdem wir durch die Sünde den zeitlichen und ewigen Tod verdient, ist sein Tod der Grund und Quell unseres Lebens. War die Sünde der Weg aus dem Leben zum Tode, so ist sein Tod der Weg aus dem Tode zum Leben, wovon schon die Erhaltung unseres Leibeslebens durch Tödtung

von Naturwesen und Stoffen eine schwache, jedoch immerhin bedeutende Type ist.

Hieher gehört vor Allem die Einigung der äußersten, scheinbar nie zu verbindenden Gegensätze göttlicher Eigenschaften unter dem einen Bilde, welches millionenmal in der Welt vorhanden, die bewohnte Erde mit einer Art von Allgegenwart besitzt. Zwölf arme Fischer haben dieß Bild den Völkern aus dem heiligen Lande gebracht, sie wurden dafür getödtet, und wo es immer verdrängt wird, geschieht dieß durch den Mord seiner Boten; dann erheben es Andere wieder in andern Gegenden oder bringen es den Verlassenen zurück. Wo es heimisch ist, begegnen wir ihm in Berg und Thal, in Schlössern, Palästen und Hütten, vor Allem auf dem Altare, seiner eigentlichen Heimat, denn in ihm wurzelt der Begriff des Altares überhaupt, selbst dort noch, wo er durch die Verzerrungen des Heidenthums kaum mehr zu erkennen ist. Vom Zeichen der höchsten Schmach zum Bilde der höchsten Ehre erhoben, krönt es die Kronen der Könige, schmückt die Brust des Helden und des Verdienstes.

Als Zeuge und Bewahrer von Zucht und Ehre prangt es am Halse der Witwe, der Jungfrau und Matrone, aus allen Stoffen der Natur bereitet, von Gold und Silber, Juwelen strahlend, schön durch Kunst oder bloß durch sich selbst, geformt von Bein, von Holz oder anderem Stoffe, bezeichnet es den Bischof, den Abt, den Missionär, die Klosterschwester und den Vater der Gläubigen selbst, und schließlich steht es als Bürge seliger Hoffnung auf unsern Gräbern.

Dieß Bild, in dem die äußersten Gegensätze von ewiger unbeugsamer Gerechtigkeit und maßloser Barmherzigkeit sich begegnen und umschlingen, es ist das Crucifix.

Der Evangelist erzählt: „Und er trug sein Kreuz, wie Isak das Holz zu seinem Opfer". Zunächst ist dies das Holz, das bald ihn tragen wird, wodurch sich die geheimnißvolle Stelle des Propheten erklärt: „Vom Holz herab hat Gott die Welt regiert". Ein einfacheres und zugleich ausdrucksvolleres Zeichen für den Dualismus gibt es nicht, als das gekreuzte Holz, er trägt es und es heißt sein Kreuz.

Wenn wir alle größtentheils, wie Simon von Cirene, unfreiwillige Kreuzträger sind, so unterscheiden wir uns von ihm, der es

freiwillig trägt (er ward geopfert, weil er selbst gewollt), auch durch das Kreuz selbst. Das seinige ist ein anderes, als das unsrige. Das seinige ist nicht sein, sondern unser Aller.

Er trägt — wie der alte Choral sagt — auf seinem Rücken die Lasten, die uns drücken. „Agnus Dei, qui tollis peccata mundi“. Wo ist ein Bild im ganzen Umfange der Geschichte, welches dem kreuztragenden Heilande gliche an Wahrheit, Güte und Schönheit. Wenn irdische Dichtung so gern die Begriffe von Liebe und Schönheit verflicht, so erscheint sie in ihren reinsten Hervorbringungen noch unlauter neben jener überirdischen Glut, mit welcher heilige Poesie so oft die Liebe des Kreuzes feiert in den verschiedensten Zeiten des Christenthums, und ganz gehört hieher, was einer der größten Maler und Bildner, Michael Angelo, in einem seiner schönsten Sonette sagt.

„Die Seel empor zum ew'gen Amor schreitet,
Der uns vom Kreuz die Arm' entgegen breitet.“

In merkwürdiger Weise finden sich die wesentlichsten Züge, welche die christlichen Bilder zur Darstellung des letzten Gerichtes an einander reihen, um das Kreuz des sterbenden Erlösers in seinen letzten Stunden zusammen.

Maria und Johannes neben dem Kreuze, — Maria und ein anderer Johannes, der strenge Täufer, neben dem Richter; rechts und links vom Heilande der gerettete und der verworfene Schächer, — rechts und links vom Richter die Auserwählten und die Verdammten, hier wie dort das erlöschende Tagesgestirn. Dort die in Vorahnung zitternde Natur, das Erdleben, und die Auferstehung der Todten, — hier die Katastrophe des Weltunterganges selbst, und die allgemeine Auferstehung.

Diese Dinge sind nicht gemacht, nicht combinirt. Jahrhunderte, Jahrtausende sind ihre Bindeglieder. Völker und Nationen bilden den Chor zu den größten Thatsachen der gewaltigen Tragödie der Menschengeschichte. Alles Priesterthum und Opferwesen aller Völker stellt die Einheitlichkeit (Katholizität) aller Völker und Zeiten jedem unbefangenen Geiste außer Zweifel. Alle an diese Grundwahrheiten sich anheftenden Verzerrungen, Verschiebungen, Zerklüftungen führen ihn nothwendig zu einer Urform, welche, jemehr sie verloren gegangen scheint, um so bestimmteres Licht auf

die Erlebnisse und Motive der Gestaltungen wirft, unter welchen das Menschengeschlecht seine Religionsbegriffe einerseits verwirklichte, andererseits verwirklicht sah.

Wo der Begriff der Natur vorerst nicht unbedingt auf das zurückgeführt wird, was uns die Offenbarung auch von ihr lehrt, bleibt es unstatthaft, das Heidenthum Naturreligion, was es allerdings neben andern auch ist, zu nennen. Erst wenn der Naturbegriff in sein richtiges Verhältniß zu Gott und zum Menschen gebracht ist, kann das Heidenthum als Naturreligion richtig verstanden, und seine Erscheinungen gewürdigt werden. Die Albernheit, die ein sogenanntes rein Menschliches erst als Abstraction von aller Offenbarung für sich zu Stande bringt, muß man den Consequenzen ihrer weitern Schlüsse überlassen. Den einzelnen Verirrten kann man bedauern, ein Allgemeinwerden dieser Verirrung wäre das Scheußlichste, was die Nachtseite der Menschengeschichte in die Welt einführen könnte.

Es ist eine der unwahrsten Bezeichnungen für den Abfall vom Christenthume, wenn man diesen Abfall das neue Heidenthum nennt. Durch den Sündenfall ist der Mensch aus seiner Stellung über der Natur in die Natur herabgefallen. In ihr und in ihrem Bilderreichthume verlieren sich sogar sehr bald die reinern geistigen Anschauungen, welche dem ersten Menschen als Erinnerung an seine frühere Stellung geblieben, und welche wir jetzt im vollen Lichte der Wahrheit als Trümmer der Uroffenbarung in den Traditionen des Menschengeschlechtes wiedererkennen. Wenn aber jenes alte Heidenthum in der vielgestaltigen Bilderwelt der Natur nach Persönlichkeit des Göttlichen ringt, aus welcher Vielgestalt der Polytheismus sich erklärt, verwirft das fälschlich sogenannte neue Heidenthum den persönlichen Gott, dessen Offenbarung in der Menschwerdung sich vollendet und senkt den Begriff des Göttlichen wieder in das unpersönliche All der Dinge hinab, wo alle Unterschiede aufhören, und bei consequenter Durchführung des Princips dieser scheinbare Universalismus nothwendig beim alten Chaos anlangen müßte.

Den Unterschied zwischen diesem neuen und dem alten Heidenthume hat der Dichter Emanuel Geibel geistvoll ausgesprochen:

„Daß ihr euch Heiden nennet, hör' ich sagen,
Wißt, jene sah'n den Gott im Sturm der Meere,
Den Gott im Donner und im Sonnenwagen,
Ihr aber möchtet frech mit eh'rnem Speere
In Trümmer jedes Gottesbild zerschlagen: —
So bleibt euch nichts denn, als die große Leere.

Daß wir hier des Heidenthums als Naturreligion in polytheistischer und pantheistischer Form nur in Beziehung auf unsere christlichen Bilder flüchtig berührten, in welchen eine lichtvolle Erklärung des Wahren und Irrthümlichen nicht nur von dem Verhältnisse des Heidenthums zur Natur, sondern auch zu seinem Heroenkulte und seinen antizipirten Messiaden liegt, wird Jeder begreiflich finden, der uns bei unserem Stoffe nicht eine endlose von diesem Stoffe abführende Weitschweifigkeit zumuthet.

In der vorchristlichen Welt stellt sich der Dualismus uranfänglich in den Kindern Gottes und den Kindern der Menschen dar, was hierüber in der Genes. gesagt wird, ist ein Herabsinken der der ersteren aus der Höhe in die Consequenzen der Erbschuld, eine Auflösung des Dualismus im allgemeinen Verderben. Die Wiederherstellung dieses Dualismus in der Erwählung und Absonderung Abrahams ist die Wiederherstellung der Heilsordnung der Zukunft. Es ist die Gründung der Vorkirche, durch welche der Dualismus, d. h. neben dem, den Unterschied von Gut und Böse allmählig auflösenden, diese Begriffe vermischenden Momente, eine Richtung des exclusiv Guten durch Gottes Intervention oder Offenbarung wieder hergestellt wird. Die Vorkirche hat Bilder (freilich nicht von Menschenhand gemacht), es sind geschichtliche Ereignisse. Bilder werden sie genannt, weil sie außer dem, was sie an sich sind, noch Anderes und Zukünftiges bedeuten, was sie nicht sind. Ihre Summe bis zum Eintritt ihrer erfüllten Bedeutung begreifen wir unter dem Namen der Typologie.

Eine viel niedrigere, wenn auch analoge Stellung, welche das Heidenthum als Naturreligion in der Geschichte einnimmt, läßt es die trümmerhaften Reste der Uroffenbarung mit Naturbildern und Aehnlichkeiten verbinden, aus welchen zwei Faktoren (hier abgesehn von dem verunstaltenden Einfluße der dämonischen Welt) das Wesen aller Mythen entsteht. Wenn der Universalismus der christlichen Bilder erklärend und deutend in die Geschichte des

Centralvolkes hinüber greift, so thut er dasselbe bei den Naturreligionen, hier eine Typologie der Natur, wie dort eine historische nachzuweisen.

Natur und Geschichte, zusammengehörig wie Leib und Geist, machen eben den ganzen Menschen aus. Die mit Christo in die Zeitwelt eingetretene Revelation aller Dinge (denn er ist das Licht der Welt) sammelt eben ihre Unendlichkeit unter dem Begriffe ihrer Einheit, oder mit andern Worten: des richtigen Verhältnisses ihrer gegenseitigen Beziehungen. Wie durch den Logos in der Schöpfung der Welt alles Urbildliche und Ideale sich realisirt, so daß in der Natur, durch ihn geschaffen, eine Offenbarung von ihm liegt, und wie diese Offenbarung ihren Kreis mit der Schöpfung des Menschen schließt, so vollendet sich die zweite oder geschichtliche Offenbarung mit der Menschwerdung des ewigen Wortes und alles dessen, was diese göttliche Menschheit nach rückwärts und vorwärts erklärt und verklärt, lehrt, ordnet und thut; und so ist denn in Christo, wie Gott und Mensch, so auch Natur und Geschichte vermittelt, wird durch ihn, was durch die Sünde in einen falschen Realismus des Bösen und Vergänglichen verwickelt ward, wieder zum Ideale zurückgeführt oder erlöst.

Daß die Erlösung auf dem Gebiete der Natur wie des Geistes sich vollziehen muß, wenn sie beiden und dem aus ihnen zusammengesetzten Menschen zu Gute kommen soll, ist eine so lichtvolle Wahrheit, daß sie alle Formen unseres Glaubens und seiner göttlichen Liturgie nicht nur, sondern selbst die schrecklichsten Verirrungen, vor Allem des Heidenthums, und ihre Abgründe erleuchtet.

Wie sich der Traum nur in Formen und Bildern des wachen Lebens, wenn auch mit Vermischung und Verzerrung derselben bewegt, so liegt im Heidenthume und seinem Naturdienste, wie überhaupt in der Natur, überall ein Hinweis auf ein über und außer ihr liegendes Geheimniß. Die heidnischen Mysterien sind ein Suchen nach dem verborgenen Schlüssel dazu. Die Erlösung ist dieser Schlüssel.

Mit der bloßen Natur begnügen sich — wie unser moderner Materialismus es thut — die rohesten Formen des Heidenthumes nicht. Die mythischen Sagenkreise sind in ihrer innersten Wesenheit nichts als verhüllte christliche Bilder und die christlichen Bilder sind Enthüllungen der in ihnen liegenden Wahrheiten.

Die alten Culte, indem sie im Dunkel der Zeitwelt die Quellen suchen, wo der Trost dem für Gott erschaffenen Menschenherzen hervorbricht, folgen der Natur, wie s i e durch die Wissenschaft des Guten und Bösen zweischlächtig oder dualistisch geworden, in einer nicht zu verkennenden Aehnlichkeit der Schöpfungsperioden, analog der Schöpfung des Lichtes. Die Erneuerung des uralten Lichtes der Väter, bevor die Menschen sich theilten und als Völker in die Diaspora auswanderten, ist die älteste und reinste Form des Heidenthums, welche gegen die übrigen Naturmächte gleichsam sich sträubend die Religion der Sabäer und Magier begründete und — da gänzliche Form- und Bildlosigkeit der menschlichen Natur, welche selbst Form und Bild ist, widerstreitet – beides im Engel- und Sternendienste suchte. Dieser Form des Heidenthums gehörten jene heidnischen Weisen, welche der leitende Stern zur Krippe des Fleisch gewordenen Wortes führte. In seinem ferneren Verlaufe geht das Heidenthum allen ferneren Schöpfungsreihen unter der Type der Dreiheit in den Reihen der Natur nach. Wir finden das Mineral, die Pflanze, den Baum, endlich das Thier in die Culte aufgenommen, welch letzteres Moment bei den Egyptern in besonderer Ausbildung hervortritt. Und wie mit der Schöpfung des Menschen alle Schöpfungsreihen geschlossen werden, so kommt auch das Heidenthum schließlich bei der Apotheose des Menschen zur furchtbarsten Entartung der Ursünde, der Hoffart. Hier vollendet sich der diabolische Zug der Sünde, daß das Ebenbild Gottes, der Mensch, durch sie dem Satan, dem Verderber ähnlich geworden, welcher gegen Gott, Gott gleich seinwill, in dieser Entartung göttliche Verehrung, ja Anbetung für sich beansprucht.

Aber gerade auf der Höhe der Entwicklungen und dem Abschlusse der alten Welt tritt der dämonischen Anmaßlichkeit, welche ihr Bild in der Vergötterung des Menschen abspiegeln und vollenden will, diesem frechen Emporsteigen in herabsteigender Ordnung die Menschwerdung Gottes entgegen, dem Gipfel des Stolzes die Tiefe der Demuth; und jenem Teufelsworte, das nach dem Propheten lautet: „Ich werde meinen Thron über die Sterne Gottes zur Seite der Mitternacht setzen und Gott gleich sein,“ antwortet in jener heiligen Mitternacht das menschgewordene Wort als weinendes Kind aus der armen Krippe des Stalles von

Bethlehem. Jede wahrhafte, die Begriffe von Gott, Mensch und Natur berührende Anschauung ist eine christliche, ob sie nun am alten Naturdienste graduell oder essentiell in noch so kleiner Dosis oder in breiter und tiefer Allgemeinheit an der Gesammtheit des Heidenthums hervortrete, der Begriff der Katholizität ist der größte aller historischen Begriffe.

Wenn einer der tiefsten und gründlichsten Kenner der Völkermythen sagt: „Das Heidenthum ist jener Theseus, der mit dem losen Faden einer ursprünglich höheren Ueberlieferung den Weg durch das Labyrinth der Zeiten sucht, um nicht von dem ungethümen Minotauer, dem Dämon der Verzweiflung, verschlungen zu werden", so ist das die katholische Auffassung eines heidnischen Bildes, wodurch es zu einem christlichen wird. Die Kleinmeisterei des Unglaubens hat die großen und größten Züge der Weltgeschichte, deren nur wenige sind, mit einem Meere von Detailstudien sogenannter historischer Kritik, welche mit minutiösen Einzelnheiten (auch wenn sie an sich richtig wären), die große Einheit auflösen oder zudecken soll, überschwemmt und so sich einen Universalismus gebildet, in welchem die Unterschiede von Gut und Böse, von Wahrheit und Lüge in einem Alleinerlei zusammenfließen und sich auflösen, aus diesem All heraus argumentirt sie nun gegen den exclusiven Charakter des Christenthums, das diese Unterschiede aufrecht zu erhalten hat, als universale Wahrheit, und zur Abwehr eines universalen Chaos.

Die innere Verwandschaft und Analogie der kosmischen Anschauungen des Heidenthums mit christlichen Realien und Bildern ausführlicher nachzuweisen, kann selbstverständlich nicht in der Absicht dieser kleinen Schrift liegen; wer diese Gegenstände weiter verfolgen will, hat heutzutage Gelegenheit hiezu in einer bedeutenden Anzahl umfassender und gediegener Schriften. Daß die Ideen der Menschheit, wie die Sprachen alle auf eine ursprüngliche Einheit zurückweisen, daß ihre wesentlichsten Züge alle im Christenthume und seinem Universalismus culminiren, kann nur Unwissenheit oder Absichtlichkeit verneinen. Tempelbau und Symbolik, Heroencult und Mysterien sind nach Abschlag der sie umwölkenden dämonischen Influenzen nichts weiter als anticipirte menschliche Darstellungen der drei Momente von: Schöpfung, Erlösung und Heiligung. Die Summe aller dießfälligen Wahr-

heiten und Irrthümer vollendet auch für die Wissenschaft das Bild und den Begriff des Menschen, und bewahrt auch sie — indem sie die Einheit seiner Doppelnatur unter natürlichen, göttlichen und dämonischen Einflüssen festhält — vor der Gefahr, diesen Begriff ebenso wenig in einseitiger falscher Geistigkeit, als in materialistischer Rohheit zu verlieren.

Es sind tiefe und allgemeine Weltideen, was die Kunst von ihren rohesten Anfängen bis zu ihrer höchsten bisherigen Vollendung hervorgebracht, ein in Bildern ausgestalteter Universalismus, in welchem der Mensch sein Bild und dessen Verhältniß zum Weltganzen nach Maßgabe seines Entwicklungsgrades darstellt. Der Darstellungstrieb und die Darstellungsfähigkeit läßt ihn aber wieder als Bild Gottes erscheinen, der durch die Schöpfung die Welt darstellt.

Das Moment aller menschlichen Nachbildung ist religiös historisch. Ohne die Religion hat der Mensch keine Geschichte und keine geschichtliche Kunst. Das Wesentliche seiner Geschichte ist sein Verhältniß zu Gott und Gottes zu ihm, dasselbe gilt auch von der Kunst. Das ist ein universales Verhältniß, sein Name ist Religion, an ihr wird auch die ethische und theologische Negation gemessen, wie dies auf die schlagendste Weise am alten Bundesvolke hinsichtlich des Gesetzes hervortritt. Alle religiösen Begriffe, wie sie im Einzelnen immer geartet sein mögen, stehen in unabweisbarer Beziehung zum Christenthume, welches ihre Dunkelheiten erhellt, ihre Entartungen sammt ihren Quellen nachweiset, und hierin, wie in Allem das Licht der Geschichte ist.

Priester, Tempel, Opfer und Bild sind nach Abschlag jener verzerrenden Beimischungen in vorchristlicher Zeit Bilder, und zwar Vorbilder einer kommenden Erfüllung : Der Tempel, — ein Bild des Weltbaues und in seiner architektonischen Schönheit ein steinernes Denkmal der Wohlordnung und, wie dies einer unserer gelehrtesten Forscher schön ausdrückt: „des hergestellten Gottesfriedens im Universum"; das Opfer — Zeugniß einerseits der Störung dieses Friedens, und einer großen allgemeinen Schuld, und zugleich Sühnungsmittel durch Blut und Tod; der Priester — Vorbild des Erlösers, zwischen die beleidigte Gottheit und die Menschen als Mittler hingestellt und das Opfer vollziehend; das Bild endlich — die in menschlicher Gestalt den Tempel bewohnende Gottheit. Der

Stein, welcher nach der Mythe auf die Titanen gefallen, als sie in den Orkus stürzten, und die Brunnen der Tiefe, die Pforten der Hölle versiegelte, damit — wie der eben genannte Forscher sagt — jene ungethümen Kräfte nicht wieder vorbrechen und die Ordnung Gottes stören möchten, mag im Vorbeigehn uns flüchtig an den Stein des Sisyphus erinnern, der sich, ihn zu heben, vergeblich abquält, und der unablässig wieder auf ihn herab rollt. Die wahre Seite der Mythe aber zeigt wohl den Fels der Kirche in ihm, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen.

Das ist die Grundsteinlegung, welche heute noch praktisch, besonders bei monumentalen Bauten geübt wird, deren Idee und Grundgedanken man aber vergessen hat.

Der Grundstein in der gesammten Tempelsymbolik als Schluß- oder Verschlußstein des Abgrundes, nach dem Zeugniß mehrerer alten Autoren oft über Erdklüfte gelegt, oft unter ihm noch ein Menschenopfer zur Versöhnung der unterirdischen Mächte begraben, gewinnt in der Offenbarung mehr als fabelhafte Bedeutung durch den Stein, der nach Daniel aus der Höhe herabkommend den Weltriesen stürzt.

Daß dieser Stein symbolisch den Erlöser bedeutet, ist zweifellos und selbstverständlich, und wird sprachlich auch durch den viereckigten Stein im zweiten Tempel von Jerusalem, welcher den Standort der Bundeslade im ersten Tempel bezeichnete, von den Juden Eben Schatia genannt, und als vor der Schöpfung schon existirend als Lapis fundamentalis schon auf den Messias gedeutet, da „Eben" zugleich „Sohn" heißt, wodurch der Gesalbte des Herrn, oder sein Sohn schon als der Grundstein, Schöpfer und Versöhner der Welt bezeichnet wird. Daß hieher auch der Altarstein, auf welchem in allen unsern Kirchen das Meßopfer gefeiert wird, gehört, ist leicht ersichtlich.

Die dunkle Symbolik des Heidenthums, die bei dem getrübten Lichte primitiver Offenbarung durch alle Schöpfungsreihen Gott den Erlöser suchend, Alles berührt, was aus der Natur im Christenthume sich zu lichtvollen Bildern erweitert; jene Symbolik, welche in Liber's und Ceres Gabe bei ihrem Pflanzenculte an die Gestalten der Traube und der Weizenähre streift, welche das ewige, in der Zeit Mensch gewordene, in die Natur eingegangene schöpferische Wort als Brod und Wein zu Trägern seiner wahr-

haften und wesentlichen Gegenwart im höchsten und heiligsten Mysterium des Christenthumes macht und in der Pflanzenwelt gegeben ist; jene heidnische Symbolik, deren Thiercultus doch nur ein dunkles instinktives Suchen nach dem Lamme war, das die Sünden der Welt trägt, hat auch bei ihrem Steinculte durch die Verehrung der Bätyle oder Sonn- und Mondsteine eine Ahnung jenes von oben, aus der Höhe kommenden Fundamental- und Schlußsteines im Universum an den Tag gelegt, auf welchem alle heilige Ordnung nach Geist und Materie im All sich erbauen muß. Die vielen hieher gehörigen Züge der Völkermythen deuten hier auf eine allgemeine Weltsymbolik. Und wenn Jupiter die rebellirenden Titanen mit dem Donnerkeil oder Stein in den Abgrund stürzt, oder Thor mit dem Kreuzhammer den Eisriesen schlägt, so ist die Verwandtschaft dieser Bilder mit Daniels erhabener Vision von dem Steine, welcher aus der Höhe fallend, den aus vierfachem Metalle zusammengesetzten Sonnenkoloß, das Idol der Heidenwelt, zertrümmert, nicht zu verkennen. Nebst vielem andern gehört hieher auch der Stein der Kaaba und vervollständigt im heiligen Hause des Islams jenen allgemeinen Zug der Tempelsagen, welche in der Ausdrucksweise des Evangeliums ihre endgiltige Erklärung finden, von welcher ein Schimmer auch auf den Islam als monotheistische Form hinüberreicht.

Christus ist der Stein aus der Höhe, der aus dem innersten Mysterium Gottes herab in die Zeitwelt stieg, und die stagnirenden Wasser der Geschichte zu neuem Leben bewegt, der Grund- und Schlußstein für Natur und Geist und ihre Verbindung das Menschengeschlecht, auf welcher ebenbildlichen Trilogie einst Tempel und Stadt einer verklärten Weltordnung sich erbauen soll.

Der Ausspruch der Schrift, von Christo als dem Steine, welcher Jeden zerschmettert, auf den er fällt, welcher Spruch allen seinen unverbesserlichen Feinden und Gegnern gilt, schließt sich an andere Sätze, in welchen das Symbol vom Stein sowohl große weltgeschichtliche Vorgänge versinnlicht, als der Kunst (hier mit besonderer Beziehung auf Tempel- und Kirchenbau) rücksichtlich der Klassifikation ihrer Formen, und besonders des Bildes zu Hilfe kommt.

Wenn jeder Tempel ein Bild der Welt, eine sichtbare Darstellung ihrer Beziehungen zum Unsichtbaren zu sein die unläugbare Aufgabe hatte, so ist dieß mit dem Tempel von Jerusalem, als dem einzigen legitimen Heiligthume in der vorchristlichen Zeit im eminentesten Sinne der Fall.

Der kosmopolitische Charakter, welcher der Tempelidee überhaupt anhaftet, und welcher bei seiner gottgeordneten Einrichtung nur im Mißverstande der Juden, und zwar ganz unberechtigt zu einem bloßen Nationalheiligthume wie bei den andern Völkern sich verengen konnte, ist diesem Tempel in einer nach Zeit und Ort wahrhaft universal-historischen Weise aufgeprägt. Er vereinigt in sich die zwei größten Momente vorchristlicher Geschichte, und bringt sie zum Ausdrucke, er stellt dar, was der sterbende Patriarch Jacob in die Worte faßt: „Es wird der Scepter nicht von Juda genommen werden, bis der kommt, auf den die Völker harren," das Ausgehen des Heils von Juda, und die Erwartung der Völker. Leer und ohne Bild ist sein Allerheiligstes, gleich einer Wohnung, welche man einem zu hoffenden Ankömmlinge bereit hält, während der innere Vorhof dem Volke der Erwählung gehört, sinnbildet der äußere oder der Vorhof der Heiden und Fremden eben jene Erwartung der Völker. Der Opferdienst ähnelt sehr dem der Heiden, gegen das Bild aber erhebt das heilige Gesetz Protest, welches auf den Altären der Völker usurpatorisch Platz genommen, ehe das göttliche Original in seiner Person die Ebenbildlichkeit Gottes am Erlöser und durch ihn sowohl darstellt als wiederherstellt.

„Der Herr ist in seinem Tempel", heißt es beim Propheten, Christus wandelt und lehrt im Tempel zu Jerusalem. Schon mit zwölf Jahren nennt er ihn das Heiligthum seines Vaters. Im männlichen Alter reinigt er in heiligem Zorne ihn von der Profanation. „Wer mich sieht, sieht auch den Vater", hat er gesprochen, so ist er denn als reinstes Ebenbild Gottes durch die Menschwerdung in den sichtbaren Tempel der Natur eingegangen. „Er kam in sein Eigenthum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf", er ist der Eckstein, aber die Bauleute verwarfen ihn; darum wie eben der Tempel von Jerusalem vor Allem als Bild des Weltbaues und der Geschichte gilt, bezeichnet der Erlöser auch

seine Zerstörung und seinen Untergang als Vorbild und Type des Weltendes.

Die widerstrebenden Elemente in Juden- und Heidenthum mußten zu Grunde gehen, ehe der von den Bauleuten verworfene Eckstein aus Juden und Heiden Eins machen, d. h. ehe aus der Divergenz der beiden Religionsformen die katholische Einheit hervorgehen konnte. Etliche dreißig Jahre nach des Herrn Tode und Auferstehung verbrannte der nun überflüßig gewordene Tempel des wahren Gottes zu Jerusalem, und kaum acht Monate nachher sank auch das Central-Heiligthum des gesammten Heidenthums, der Tempel des Jupiter Capitolinus zu Rom, in Asche. Symbole des Weltbrandes, des Judicium per ignem.

Der Abschluß der alten Culturwelt und der Beginn einer wirklich neuen Zeit, wie beides in der Geschichte ohne Beispiel ist, und den gewaltigsten Umschwung der Dinge in den ersten drei christlichen Jahrhunderten wieder als große Welttype des durch alle Zeiten gehenden Kampfes zwischen Licht und Finsterniß, zur gedrängten Darstellung bringt, entgeht — weil alle große Welt- und Lebensauffassung auf dem Glauben beruht, von ihm ausgeht, — dem Unglauben fast gänzlich, gehört aber mit allen seinen Einzelnheiten den christlichen Bildern an, denn das Walten der göttlichen Vorsehung in irdischer Geschichte ist eben wieder eine große Analogie der Kunst, als der Darstellung des Unsichtbaren, Ueber- und Außersinnlichen in sinnlicher Erscheinung.

In der Tempelsymbolik, wie in der wirklichen Geschichte des Central-Volkes, welches als das priesterliche Volk seiner geistigen Bedeutung nach auf dem Leuchter der vorchristlichen Welt steht, ist alles vorbildlich. Die Bausymbolik seines Tempels vom Sanctum bis zum Vorhofe der Heiden, vom kleinsten Opfergebrauche bis zu den großen Jahresfesten erscheint wie eine heilige Morgenröthe einer großen Zukunft, welche mit der Sonne der Geschichte und zugleich in ihrem Glanze erlischt. Zug für Zug zeichnen die Propheten jene Sonne der Zukunft. Bis diese Zukunft Gegenwart wird, opfert das Priesterthum in der Metropole der Religion zu Jerusalem; zu ihm verhält sich das gesammte Heidenthum wie ein geistiger Vorhof, dort schlachten die Priester der falschen Götter ihre vorbildlichen Blut- und Versöhnopfer, bis

aus der Mitte der Juden jener ewige hohe Priester hervorgeht, welcher, Priester und Opfer zugleich, freiwillig den Juden und Heiden, daß sie gemeinsam opfern, sich hingibt, von dem der Psalmist singt: „Tu es sacerdos in aeternum secundum ordinem Melchisedech“, wodurch, wie durch das reine Speiseopfer des Malachias, das Testament seines letzten Mahles prophetisch verkündigt wird.

In den Tagen des Augustus fällt die Erfüllung aller berechtigten Hoffnungen Israels durch den Eintritt des Erlösers in die Welt mit dem Schwinden und Erblassen heidnischen Religionsbewußtseins und Einflusses in denkwürdigster Weise zusammen. Geist und Natur, im Menschen verbunden, treten in die wichtigste Phase irdischer Geschichte ein.

Der Cultus des gesammten Menschengeschlechtes, das Blutopfer, findet mit dem Kreuztode Christi seine Deutung und seinen Abschluß. Das größte Verbrechen des Gottesmordes, bei welchem beide Cultusformen des Juden- und Heidenthumes sich betheiligen, wird zur größten Liebesthat Gottes. Die Verwerfung des Steines aus der Höhe durch die Bauleute — Juden und Heiden — wird seine Erwählung zum Ecksteine, welcher aus Beiden Eins macht. Der wirkliche Stein, der des Erlösers Grabgewölbe schließt, den die Juden versiegeln und die heidnischen Römer bewachen, wird durch diesen Vorgang, welcher die Verwerfung für immer fixiren und bestätigen soll, abermals zum Zeugen für die Universalität der christlichen Bilder, und daß das Lamm, das vom Anfange an geschlachtet ward, wie es diese Siegel in der Auferstehung bricht, einst (wie die geheime Offenbarung Johannes lehrt) würdig befunden wird, das siebenfache geschlossene Buch aller Geheimnisse Gottes zu entsiegeln.

Der Stein, mittelst welchem nach der Liturgie am Ostersamstage das neue Feuer entzündet wird, gehört in die Reihe jener Symbole, welche auf dem Fundamente der Kirche das richtige Verhältniß von Natur und Geist darstellen. Es ist Christus, der Eckstein, welcher den Fels der Kirche bildet, aus dem der Funke verborgenen Lebens springt, der den Feuerstrom seines Lichtes in die dunkle Erstorbenheit der Menschengeschichte ergießt.

Alle echte Kunst ist ein Suchen nach einem harmonischen Verhältnisse zwischen Form und Inhalt, zwischen Natur und Geist,

wie es einzig nur durch die Erlösung zu Stande kommt, und deßhalb nur in der Kirche zu finden ist.

Das Irrthümliche, welches in den Augurien, in dem Orakelwesen und in der Astrologie liegt, hat seine wahre Seite in dem instinctiven Gefühle, daß die Welt, deren Erscheinung in die Wahrnehmung des Menschen fällt, vor allem seinetwegen vorhanden sei, zu ihm in Bezug stehe, eine Bedeutung habe, welche mitten im Gefühle seiner Beschränktheit ihm die Ahnung seiner Größe vermittle. Denn gegen das Untergehen der Persönlichkeit im großen All, wie es der moderne Pantheismus lehrt, sträubt sich der ganze Mensch. Die unsichtbaren Rathschlüsse der ewigen Macht sollen sich darstellen, ankündigen in der sichtbaren Schöpfung, eine drohende und warnende abbildliche Prophezie kommender Ereignisse für das Allgemeine, wie für das Einzelnleben.

Daß das vermessene Vor- und Eindringen in eine verhüllte Zukunft, wie es das Heidenthum oft unter den scheußlichsten Formen und Mitteln anstrebte, im höchsten Grade mißbräuchlich und verwerflich sei, wer wollte das verneinen. Wenn indeß der Mißbrauch an sich schon auf den Brauch hinweiset, so scheint es, daß er hier -- abgesehen von den oft gräuelhaften Formen des Heidenthumes — mehr in dem Streben liege, eine so durchaus geheimnißvolle Sache durch System und Regeln dem Menschen auffaßbar und zugänglich zu machen, als an der Sache selbst, die Gott allein sich vorbehalten und welche mit ihrer Wesenheit in dem Maße, nach welchem sie wissenschaftlicher Behandlung sich entziehet, der künstlerischen Seite des Menschen, der Ahnnng, der Poesie, der Religion anheimfällt, und wo sie an Thatsachen des geschichtlichen Offenbarungslebens hervortritt, an den Begriff des christlichen Bildes sich anlehnt.

Die Natur, wie sie Dasein und Leben nur von Gott hat, ist auch für den Menschen nur unter dieser Annahme oder mit andern Worten nur durch den Glauben lebensvoll und bedeutsam. Christus weiset uns an, Zeichen am Himmel und an der Erde nicht zu begehren, aber die gegebenen zu beachten. Da seine Lehre: „daß ohne Gottes Willen kein Haar von unserem Haupte, kein Sperling vom Dache fällt,“ den Begriff eines sogenannten Zufalls von der ganzen Weltordnung ausschließt, welcher an sich schon der Ordnung widerstrebt, und dessen Möglichkeit sie aufheben müßte

(denn Zufall und Ordnung sind Widersprüche, welche sich gegenseitig ausschließen) so ist ein Zusammentreffen sichtbarer Naturerscheinungen mit moralischen und geschichtlichen Ereignissen immerhin nicht mit Gleichgiltigkeit zu behandeln, um so weniger, als die letzte Katastrophe der Welt- und Menschengeschichte von solchen Zeichen angekündigt und begleitet sein wird.

Ich erinnere mich jetzt in meinem Alter noch lebhaft des Kometen, jener prachtvoll schrecklichen Erscheinung am Himmel, welche dem Falle des ersten französischen Kaiserreiches voranging. Er nahm mit seinem Schweife die Hälfte des nordwestlichen Himmels ein, und bei seinem Lichte konnte man nach Mitternacht den kleinsten Druck lesen. Ihm folgte bei der furchtbaren Winterkälte der grauenhafte Rückzug des französischen Heeres aus Rußland, und im ferneren Verlaufe die Völkerschlacht von Leipzig, die Straßen von Moskau bis nach Paris deckten sich mit den Leichen slavischer, germanischer und romanischer Völker.

Die opferwillige Begeisterung jener Tage wandte sich mit Abscheu von der Frivolität, welche von Frankreich aus die Länder mit ihrer Gottlosigkeit angesteckt, und zu Hause ihren scheußlichen Triumph in den Orgien der Revolution gefeiert hatte. Sie war ein wesentlicher Zug der sogenannten romantischen Schule in den Künsten, welche die Solidarität der materiellen Natur und der Geisterwelt wieder ahnte, und trotz des vielfach Krankhaften und Halben wenigstens als Ahnung wieder zum Ausdrück brachte. Milchbärte von heute, welche mit Geringschätzung auf jenen Anlauf zum Besseren blicken, oder gar seine Geschichte schreiben, haben keinen Dunst von der Stimmung der Geister von damals, darum sehen sie auch die nachhaltige Wirkung, zu welcher der Anstoß damals gegeben wurde, und welche nach Absonderung alles Schlackenhaften in den beßeren Richtungen unserer Zeit fortpulsirt, ohne Verständniß und mit Haß und Wiederwillen an. Was in unsern Tagen Zeitgeist genannt wird, und wessen man damals sich für immer abzuthun die instinktive Nöthigung fühlte, gleicht dem bösen Geiste des Evangeliums, welcher mit sieben andern, die ärger sind als er, zu seiner alten Behausung wiederkehrt.

Birgt der gewöhnliche Gang und Verlauf der Natur schon eine tiefe Typologie geistiger Dinge und hat der Mensch ohne im Einzelnen hierüber klar zu sein, sie von jeher geahnt, so müssen

gewaltige, außergewöhnliche Naturerscheinungen, welche gegen menschliche Berechnung eintreten, um so mehr geeignet erscheinen hinter und an ihnen geistig Bedeutsames zu suchen, und vorauszusetzen. Was Irrthümliches hier unterlaufen kann, wird immer mehr dem speziellen Falle, als dem Prinzipe selbst gelten. Das Prinzip aber, auf welchem zugleich alle Kunst und Poesie beruht, ist in dem Streben zu suchen, den Kontakt zwischen der geistigen und materiellen Welt, dem Sein und der Erscheinung, welcher durch die erste That der Menschengeschichte, den Sündenfall, unterbrochen wurde, wieder zu suchen.

Wie verwandt Bild und Sprache sind, tritt in der Bilderschrift und Hieroglyphik der Alten deutlich genug hervor. Jene Stelle der Genesis, wo es von der Benennung der Thiere durch Adam heißt: Gott führte sie ihm vor „daſs er sähe, wie er sie nenne" macht den Namen von der Anschauung, vom Bilde abhängig. So war es vor dem Falle, da der Mensch aus dem Allgemeinen das Einzelne erkannte, statt daſs er nach dem Falle, der Täuschung unterworfen, mühsam aus dem Einzelnen sich allgemeinere Erkenntnisse und Anschauungen bilden mußte, welche in der Sprachverwirrung abermals in unzählige Vereinzelungen zerfielen.

Das Bild, oder besser, die Bilder sind geblieben. Trotz der Entstellung des göttlichen Ebenbildes des Menschen durch die Sünde, ist doch das Bild der Lüge am wenigsten zugänglich, und hierin liegt ein wesentlicher Zug der Unterscheidung der bildenden zu den übrigen Künsten und ein Hinweis, warum vor Allem das Bild des Schutzes der Kirche sich erfreut. Das Wort war nicht mehr Ebenbild, sondern bloß ein Zeichen des Begriffes. Wird dieser Begriff dir vorgeführt in Sprachen, die du nicht verstehst, so kannst du zu ihm nicht gelangen; als Bild aber ist er Allen ohne Unterschied der Sprache zugänglich. Man kann die Tyrannei Freiheit nennen und damit betrügen und täuschen, das Bild aber, das als Tiger erscheint, wird Niemand unter der Sonne für ein Lamm halten. Muß die Sprache, um Begriffe auszudrücken oder — was wieder dem Bilde verwandt ist — darzustellen, so oft nach Bildern greifen, und ist das von ihr gebrauchte Bild eben nur wieder dem zugänglich, welcher das Idiom versteht; soe rscheint im wirklichen Bilde, in der Gestalt und sichtbaren Erscheinung eines Dinges, welche Allen ohne Unterschied der Sprache den

Begriff von sich klar und verständlich macht, trotz der tausendfach zerklüfteten Idiome gewissermaßen die Ursprache des Menschengeschlechtes erhalten und durch das Bild in der Anschauung der sprachlich Getrennten die alte Sprachreinheit wieder hergestellt.

Aber an die Typik der Natur schließt sich jene der Geschichte, und diese ist seit dem Falle dualistisch. Da durch den Sieg des Lügners die Lüge in die Welt getreten, die Lüge als solche aber jeder Realität entbehrend immer nur die Verzerrung einer Wahrheit ist, so gründet die Lüge des Götzendienstes, welcher vor dem Götterbilde in Menschengestalt auf den Knien liegt, in der Wahrheit, daß der Mensch das Bild (Ebenbild) Gottes ist, und daß unsere Wiederherrstellung oder Erlösung von Gott als Menschensohn bewerkstelligt wird.

Neben jene Typologie der Natur, welche wir wegen der regelmäßigen und stetigen Wiederkehr und Wiederholung des Wunders natürlich nennen, neben jene Prophezie, die jeden Tag mit seinem lichtverheißenden Hahnenruf und Morgenroth, jedes Jahr mit seinem Frühling durch Blumenorakel kündet, welche jeden Abend durch Schließung der Kelche, jeden Herbst durch ihr Welken und den Abschiedsgruß der Aster und Zeitlose auf der spärlichen Wiese anmelden; neben jene Typologie, welche in tausend Beispielen leicht nachzuweisen wäre, treten die wirklich außerordentlichen Naturerscheinungen, von welchen die Jahrbücher der Völker fast bei jedem großen Ereignisse zu erzählen wissen. Ganz hieher gehört, was ein bedeutender deutscher Gelehrter sagt: „Die Natur steht in sympathetischen Rapporte mit dem Leben großer Männer“ und großer Ereignisse, fügen wir hinzu.

Die Wahrzeichen beim Tode Christi, welche die Evangelien erzählen, deren der alte Phlegon erwähnt, und hinsichtlich welcher Tertullian sich auf ältere Schriftsteller beruft, sind von solcher universalen Tiefe und Bedeutsamkeit, und bedingen und bestimmen das Wesen der Natur in ihrer Beziehung zur Geschichte in so durchgreifender Weise, daß gerade darin eine noch höhere Beglaubigung ihrer Wahrheit als im bloßen, wenn auch noch so treuen historischen Berichte liegt.

Die Sonne verfinsterte sich — „Es ward eine Finsterniß über den ganzen Erdboden — und der Vorhang des Tempels zerriß.“ — Zwei scheinbar so verschiedene Vorgänge und in ihrer Bedeutung

so verwandt! Wir sehen hier ab von den übrigen Ereignissen, dem Erdbeben und der Erscheinung der Todten und ihrer Aehnlichkeit mit dem Weltende. Die Finsterniß und das Zerreißen des Vorhanges sind zunächst Bilder vom Abschlusse des Juden- und Heidenthums, des letzteren — da im Momente des Opfers, von dem der ganze Opferdienst der gesammten alten Welt nur das Vorbild ist, die Sonne, das Centralfeuer auf dem Weltaltare, der gesetzgeberische Mittelpunkt des Völkerdienstes im Jahreslaufe sich verdunkelt, und mit der Umnachtung des Himmelslichtes die heidnischen Naturreligionen ihr Ende erreichen; des ersteren, da mit der Erfüllung aller Weissagung in Opfer, Gesetz und Prophezie die Hülle vor dem Allerheiligsten nothwendig fällt, den Augen Jener aber, welche diese Erfüllung nicht sehen wollen, nichts bietet als — leeren Raum.

Dem denkenden und unbefangenen Geiste braucht die erhabene Analogie dieser Vorgänge mit dem einstigen Abschluß aller Dinge oder dem Ende dieser Zeitwelt nicht weiter auseinander gesetzt zu werden.

Die beiden Erkenntnißformen des Wissens und des Glaubens welche im geordneten Geiste, der da weiß, was er von einer jeden zu halten und zu erwarten hat, friedlich nebeneinander bestehen können, und einen Dualismus bilden, der sich nicht feindlich gegenübersteht, und statt sich zu bekämpfen, sich gegenseitig ergänzen soll; bilden in jenem andern Dualismus, welcher die Menschengeschichte in zwei Widersätze spaltet, das Reich Gottes und das Reich der Welt. Dies Letztere macht aus seinem sogenannten Wissen eine Waffe gegen den Glauben, jene Erkenntnißquelle, deren Abgang kein irdisches Wissen der Menschheit jemals ersetzen kann, weil sie dort zu fließen beginnt, wo alles berechtigte und vernünftige Wissen aufhört und der Mensch sich selbst und sein Heil gläubig ergreifen muß. Dieses Wissen, in seinem innersten Kerne nichts, als die Feindschaft gegen den Glauben, welches — nachdem es den positiven Glauben an Gott erschüttert hat, nun doch auch den Glauben an sich verlangt; dieß sogenannte Wissen hat sein Lehrmeister, gerade so wie heute, am Beginn der Menschengeschichte in der Stunde des Sündenfalls zur Geltung gebracht, indem er (wie die Genes. c. 3. berichtet) den Abfall vom Glauben an Gott

und sein Wort mit der Wissenschaft zu belohnen versprach. Also doch Glauben, aber nicht mehr an Gott, sondern an das Wort seines Widersachers. Das geschah zur Zerstörung des Bildes, des Bildes Gottes am Menschen, und geschieht fort, unter verschiedenen Formen immer dasselbe.

Nur im christlichen Bilde wird uns der reine Begriff des Bildes erhalten. Der Mensch in seiner Ebenbildlichkeit ist eine tiefe Analogie von Gott. Des Menschen Geist steht zu seinem Leibe in einem ähnlichen Verhältnisse, wie Gott zur sichtbaren Schöpfung. Wie Gott allgegenwärtig in allen Naturen und dennoch außer und über der Natur, so ist der Menschengeist für den ganzen Organismus seines Leibes das belebende, Richtung gebende Prinzip, und dennoch an kein leibliches Organ gebunden und eins mit ihm, sondern in Freiheit über ihnen stehend, und darum moralisch verantwortlich. Ihm sind alle, auch die höchsten und feinsten Kräfte, welche im Körper gründen und wurzeln, nur Werkzeuge zu freier sittlicher Benützung und Anwendung.

Der moderne Pantheismus ist das Zerrbild der göttlichen Allgegenwart. Nach ihm ist Gott in den Dingen, der Weltgeist, die Weltseele. Alles ist Gott und Gott ist das All. Mit der freien Persönlichkeit haben die Unterschiede von Gut und Böse aufgehört, und somit entfallen auch die Begriffe von Lohn und Strafe. Dieser Gott singt in der Lerche, forscht im Menschen, grunzt im Schweine, zerreißt als Wolf das Lamm, und wird im Lamm von ihm zerrissen, er ist das ewige Werden und Aufhören, ein infernales Alpha und Omega, ein „Ueberall und Nirgends", in dem die Sprache irrlichtelirt, und Begriffe zu Fieberträumen sich auflösen.

Ist so das Bild des wahren persönlichen Gottes, der geliebt sein will, des Gottes der Offenbarung, dessen Liebe und Huld ein Tag dem andern predigt, dessen Güte nnd Menschenfreundlichkeit allen Menschen erschienen ist in Christo dem Herrn, ist sein heiliges Licht erloschen in den Finsternissen der „Aufklärung", dann geht es an das Ebenbild Gottes und seine Zerstörung. Der Materilismus ist die Consequenz des Pantheismus. Vom Affen bis zum gelehrten Forscher sich erhebend durch sein Verdienst, ein Stücklein Gott, und zuletzt krepirend, geht hiernach der Mensch vom Unterschied von Gut und Böse, zum All-Einerlei, und von da zum giftigen

Hasse des Guten im Namen der Wissenschaften, der exakten, und hat hinter sich einen langen Schweif von — Gläubigen. —

Da wir von alledem im Namen der Wissenschaft erhobenen Getümmel gegen das Christenthum nichts lesen, weil wir das gesammte Rüstzeug vorher kennen und auswendig wissen, so wollen wir nur an eine Aeußerung eines Herrn, der über Kunst schreibt, und welche uns gelegentlich einer Rezension unsers ersten Büchleins „Von der Kunst" als Medusenschild entgegengehalten wurde, einige Worte anknüpfen.

Herr Ludwig Pfau wirft das Christenthum ins Kehricht, weil es außer einigen Richtern, vor deren Tribunal es heut zu Tage geschleppt wird, auch „von der Wissenschaft verworfen und verdammt sei." Wir sehen hier ab von dem neuen Wörterbuche, in welchem neben dem Worte „Aufklärung" nun auch das Wort „Wissenschaft" aufgenommen wurde, und dem Verhältnisse des Wortes zu dem, was es ausdrücken soll, und möchten Herrn Pfau in seinem Interesse nur aufmerksam machen, daß sein Verdammungsurtheil, das er wahrscheinlich für eine Errungenschaft des neuen fortschrittlichen Geistes hält, auch durch sein Alterthum Interesse erhält und daß das Tribunal, von welchem die Wahrheit des Christenthums dem Kehrichte übergeben und verworfen wird, so alt, ja noch älter als die Menschengeschichte ist, daß es in Mitte der Zeiten einen so lebendigen historischen Ausdruck erlangte, und seinem Richterspruche „crucifige" Folge gegeben wurde. Den Juden ein Gräuel, den Heiden eine Thorheit (Paulus), überdauert das Christenthum die Zeiten der Märtyrer, der ersten christlichen Jahrhunderte, begründet unter beständigen Kämpfen eine neue Weltordnung durch Leiden und Geduld. Immer ins Kehricht verworfen, erhält es den Gang der Geschichte und das Leben und Dasein selbst seiner Widersacher. Es ist das Reich Gottes, der Widersatz des Weltreiches. Dieser Dualismus ist die Weltgeschichte, bildet ihren Inhalt und zugleich ihre Erklärung.

Das blasirte, unzufriedene, unglückliche Geschlecht des Weltreiches der Gegenwart, stolz auf seine Wissenschaft, seine Eisenbahnen und Telegraphen, welches seine ewige Bestimmung und die Mahnung an sie überhört und vergißt, und in unheimlicher und leicht zu befriedigender Unruhe und Wanderlust den Drang des Herzens zur Heim- und Einkehr in sich selbst übertäubt, dem im

lügenhaften Verkehr mit den Zeitmächten der Umgang mit ewigen Dingen verleidet ist, das, ohne die Quellen alles Elends, ja selbst das Elend als solches anzuerkennen, ohne die sittlichen Uebel durch den einzigen Arzt der Menschen heilen zu wollen, Zustände des Behagens und des Glückes durch Verfassungen herbeiführen und fixiren will; dieses Geschlecht muß in dem Maße immer mehr verwildern und unglücklicher werden, als es seine sogenannte Wissenschaft vom Glauben nicht nur emanzipirt, sondern in ihm das einzige Hemmniß unabsehbaren Fortschrittes erblickt.

Der sicherste Vorbote des Unterganges ist das Verlassen der Hochwarte des Glaubens. Hievon trägt, wie keine frühere, unsere Zeit die Signatur. Oft genug müssen wir es hören und lesen: „Keine Vertröstung auf ein Jenseits! hier auf der Welt wollen wir glücklich sein.“ Einzelne, welche diesen Grundsatz sich zur Lebensregel machten, wirft das Leben, wie es eben ist, dem Selbstmorde in die Arme, wie nie vorher. Mit dem Glauben ist alle Treue hin. Lüge und Betrug, auf jene Grundsätze gestützt, lösen die Möglichkeit alles gesellschaftlichen Bestandes auf.

Wie der Pantheismus den persönlichen Gott, so läugnet der Materialismus den persönlichen Menschen, das ist der Bildersturm en gros. Unter allen erschaffenen Dingen, Eigenschaften und Beziehungen hat die göttlich inspirirte Schrift nichts gefunden zum Ausdruck der Analogie des Menschen mit Gott, als das Bild. Ueber das hiehergehörige Wort Bildung, und die schöpferische Thätigkeit Gottes bei Hervorbringung des Menschen als einer bildenden u. s. w. wurde oben gesprochen, daher kann, der Lüge des Pantheismus und Materialismus gegenüber, zur Reinerhaltung der Begriffe „Gott und Mensch“ auch das Verhältniß des Bildners zu seinem Werke als analog mit diesen Begriffen zu ihrer richtigen Auffassung dienen.

Der Bildner, der Künstler, durchdringt und durchgeistigt sein Werk, indem er es schafft, nach allen Richtungen, und stellt insoferne im Bilde sich selbst oder seine Ideen von dem, was er schaffen will, dar. Aber er geht nicht im Bilde auf, ist nicht identisch mit ihm, er steht außer und über ihm. In diesem Sinne ist Gott allgegenwärtig in allen Naturen, aber sie sind im Einzelnen wie in ihrer Allheit nicht er. — „In ihm leben, weben und sind wir“ (Paulus) aber wir sind nicht er. Wenn wir die freie

Persönlichkeit Gottes festhalten, dann können wir auch sagen, er ist in uns und in den Dingen. Aber er ist mittelst jener Persönlichkeit auch außer und über uns und den Dingen, er besteht nicht in ihnen und durch sie, wie der Pantheismus will, sondern sie bestehen durch ihn, und das ist erst die richtige Auffassung des Begriffes der Allgegenwart.

Eben so wenig besteht das Wesen des Menschen in seinem physischen Organismus, wie der Materialismus will, sondern der Organismus besteht durch und wegen dem freien unsterblichen Geiste, diesem hohen Gaste in der Behausung des Leibes. Wir reden wohl vom geschickten Pinsel und Meißel, von der kunstreichen Hand des Bildners, wir reden von tüchtigen Köpfen und Schwachköpfen, von guten und schlechten Herzen, darunter ist aber weder das Gehirn, noch das fleischerne Organ, das den Blutumlauf bewirkt, zu verstehen. Im diesseitigen Leben des Menschen, wo Gedanken und Gefühle realisirt werden, mögen Hirn und Herz immerhin als Werkzeuge betrachtet werden, wie es Hand und Pinsel und Meißel sind, aber der freie, schaffende, unsterbliche Geist sitzt eben so wenig in ihnen, geht eben so wenig in ihnen auf als in der Hand, im Pinsel und im Meißel. Jene höheren Organe sind in ihrer Art eben nur Werkzeuge wie diese. Gar sehr gehört hieher, was ein Zeitgenosse Raphaels, Graf Castiglione, von diesem sagt: Er wäre der größte Maler, auch wenn er ohne Hände geboren wäre. Hieher gehört die Unfähigkeit, für sich zu wirken bei den abgeschiedenen Seelen, das Verständniß der ganzen Menschennatur und Wesenheit, die Furchtbarkeit des leiblichen Todes als Strafe für die Schuld, sowie die freiwillige Uebernahme desselben als erlösender Sieg über ihn, und die Nothwendigkeit der Auferstehung.

Die abgeschiedenen Seelen denken und fühlen, aber, losgelöst durch den Tod von Allem, wodurch sie im diesseitigen Leben Gedanken und Gefühle ausdrücken konnten, sind sie angewiesen auf das, was sie mittelst ihrer leiblichen Werkzeuge, als sie noch in ihrem Besitze waren, gesucht, gewirkt und erstrebt haben, sei es Brauch oder Mißbrauch. Der Tod verewigt den Zustand des Menschengeistes, in welchem er diesen bei seinem Eintritte findet. Eine Perfektibilität nach Zeitbedingungen, wie die, welche im diesseitigen Leben unsere Aufgabe ist, wird, übertragen auf die von Zeit-

gesetzen entbundene, vom Leibe getrennte Seele nicht nur zum Irrthume, sondern zum Unsinne, wenngleich die Zeitgesetze des Bestandes dieser Erdenwelt insofern auf sie hinüberwirken, als der eine Theil des Menschen, der Leib mit der Erde verbunden bleibt, von der er genommen, zu welcher er rückkehrt durch den Tod, bis auch diese Erde und ihre Zeiterscheinung in ihrem Untergange und ihrer Umgestaltung die moralischen Resultate ihres Bestandes in der großen Ernte, in der allgemeinen Auferstehung des Fleisches, dem Leben der zeitlosen Ewigkeit überliefert und jedes Bild zu seinem Ur- und Musterbilde, der Licht- oder Nachtwelt, je nachdem es hienieden die eine oder andere in sich ausgestaltete, zurückkehrt.

Die Negation der Lüge ist auch die Negation der Wahrheit, und beide Negationen geben einen dunklen Begriff vom — Nichts. Aber es besteht ein ungeheures Unendliches, eine Lebens- und Daseinsfülle, welche dem endlichen Geiste Bilder des Dualismus in sich, um sich, außer sich gleichsam aufdrängt. Zwischen der These „Materie“ und der Antithese „Geist“ ist durch die Verbindung beider zu einem Wesen der Mensch die Synthese. Die Erkenntniß seines Doppelwesens lehrt ihn die Vernunft sowohl als die Offenbarung, und doch ist diese Erkenntniß zugleich die seiner Einheit und Persönlichkeit, und die Sonderung und Erkenntniß des „Ich“ von andern solchen Einheiten und Persönlichkeiten.

Der Geist, die Seele ist das Lebensprinzip des Leibes, Gott ist das Lebensprinzip der Seele („in ihm war das Leben“. Joh.). — Der Tod ist sonach die Darstellung, das Bild der Sünde im Abfalle des Leibes von der Seele, weil der Seele von Gott. Hier ist der Standpunkt, von welchem ein Blick in die Tiefe des paulinischen Ausspruchs „Christus ist für uns zur Sünde geworden“ gethan werden kann.

Es gibt keinen bezeichnenderen Ausdruck für die aus dem Körper geschiedenen Menschengeister als den der „armen Seelen“. Wir verstehen unter ihnen die in der Gnade Geschiedenen. Abgesehen von den Leiden, welche die Vorsehung zur Läuterung ihnen noch anhaftender Gebrechen über sie verhängt, klafft an ihnen die Wunde der zerrissenen Einheit ihres Menschenthums, zu welchem unabweisbar der Leib gehört, welcher sowohl die Darstellung als der

Darsteller der Seele ist, und in richtiger Lösung seiner Aufgabe das Bild Gottes sein soll.

Die Schöpfung ist die Darstellung der Gedanken Gottes. Diese Gedanken ändern sich nicht. In den drei Schöpfungsreihen nimmt der Mensch die mittlere Stellung ein, daher ist mit der Wiederherstellung des gefallenen und durch die Schuld dem Tode verfallenen Menschen die allgemeine Auferstehung als unabweisbare Nothwendigkeit gegeben, wenn die Menschheit in der Reihe der Wesen erhalten werden soll. Die Menschengeschichte ist in ihrem innersten Wesen dualistisch; davon gibt die Geschichte des einzelnen Menschen, der mit unbefangen klarem Auge sich selbst betrachtet, unwiderlegliches Zeugniß. Sie ist die Geschichte zweier nebeneinander bestehender Reiche, des Gottesreiches und des Weltreiches, und ihres gegenseitigen Verhältnisses in den Jahrhunderten und Jahrtausenden ihres wechselnden Verlaufes. Scheint es doch, als ob das, was von ihr aufgeschrieben und als allgemeine Geschichte dargestellt wird, in den meisten Fällen, abgesehen von aller Fälschung, Lüge und Entstellung, vorzüglich nur die Geschichte des Weltreiches wäre und sein sollte, worauf auch der beliebte Name: Weltgeschichte anstatt Menschengeschichte zu deuten scheint. Hätten wir eine Philosophie der Geschichte (der Name ist oft ausgesprochen worden), so wäre eine Befehdung des Christenthums, wie wir sie jetzt im neunzehnten Jahrhunderte erleben, eine baare Unmöglichkeit, denn seine Größe, allen Erscheinungen gegenüber, das ihm innewohnende Licht sie zu deuten, hätte den Begriff der Poesie, der Mutter aller Kunst in jene hohen Bahnen geleitet, in welchen einherzuschreiten, jedes vom Weltreiche noch nicht verdorbene Talent, jedes rein erhaltene Lebensverhältniß den Versuch macht. Wir hätten für die Wissenschaften in den rechten Formen jene heilsamen Schranken, welche im physischen Leben die Bedingungen der Gesundheit sind. Wer diesen Dingen gegenüber sich mit der Ausflucht tröstet: Es muß wohl so sein, wie es ist, hat den hohen reinen Begriff der Freiheit aufgegeben und ist Fatalist. Es müßte nicht so sein, wenn wir Alle unsere Pflicht gethan hätten. Das Schlechte ist ein Werk der Schlechten.

In dem Begriffe der Poesie wurzelt alle Kunst. Die Poesie oder mit andern Worten die Ahnung des Zusammenhanges aller

Dinge ist das Resultat des, oder besser, eines Dualismus. Die Faktoren sind Fall und Erlösung, — Sünde und Versöhnung. Der ursprüngliche Mensch hatte das Schauen dieses Zusammenhanges, wie oben z. B. bei der Benamsung der Thiere („Genes.") nachgewiesen wurde. Die Zerreißung oder wenigstens furchtbare Störung dieses Zusammenhanges geschieht durch die ethische Sünde. Nach der erhabenen Typologie der Dinge stellt sie sich dar an der Zerreißung des innigsten Zusammenhanges von Leib und Seele in der Menschennatur, durch den Tod. Die Versöhnung, Erlösung, Wiederherstellung beginnt der zerstörenden Macht der Finsterniß gegenüber, welche als Lohn des Ungehorsams höhere Erkenntniß durch stolzes Wissen in Aussicht stellt, mit der Forderung demüthigen Glaubens an das kommende Heil, welcher nun an die Stelle jenes ursprünglichen Schauens die Ahnung eines Zusammenhanges, einer Harmonie der Dinge setzt, die wir mit dem allgemeinsten Ausdrucke Poesie bezeichnen. Der Glaube also — selbst dort, wo er irrte, war der Grund aller Kunst selbst des Alterthums; der Schauplatz aber aller dieser Vorgänge war der Mensch, das Bild. Wem die Wahrheit, daß alle Kunst aller Zeiten auf dem Glauben ruht, oder daß alle Kunst ein Ausdruck des Glaubens ist, nicht im eigenen Gemüthe klar geworden, der kann sie durch einen, wenn auch nur flüchtigen Blick auf die Kunstgeschichte sich leicht aneignen. Der Wechselverkehr zwischen einer sichtbaren und unsichtbaren Welt findet nur im Menschen statt, welcher selbst aus beiden Welten besteht. Das erste Stadium dieses Verkehrs bei edleren Naturen sind Ahnung und Sehnsucht. Beide geben Zeugniß von jener alten Wunde an unserer Natur, die wir Erbsünde nennen. Die ehrlich ringende, schmachtende, ahnende, sehnende Seele, von der Gnade ergriffen, erfasst im Offenbarungsglauben die Deutung ihrer Ahnungen und das Ziel ihrer Sehnsucht. Sind hiemit die Wege vorerst nur gewiesen, wenn auch noch nicht betreten, welche aus der dunklen Formlosigkeit, in welcher der Unglaube mit seinem Ahnen und Sehnen bleibt, oder durch die er in noch dunklere Labyrinthe geführt wird, so geschieht mit dem erwachenden Glauben der erste Schritt auf der Bahn des Heils, die Seele fängt an zu leben, denn sie fängt an zu beten, sie betet vielleicht schon lange, ohne zu wissen, daß sie es thut. Alle Völker aller Zeiten beten, und haben gebetet.

Auf welch wunderbar tiefsten Voraussetzungen beruht der Drang zum Beten, und das Gebet überhaupt! In tiefster Stille beginnt der geheime Geisterverkehr, die Lippe schweigt und eine unsichtbare Welt in uns, unser höchstes heiligstes „Selbst" redet mit einer unsichtbaren Welt außer uns, aber es zeigt sich, daß dieses Selbst einen Gefährten habe, welcher untrennbar zu ihm gehört und, was in der Verborgenheit der Seele geschieht, äußerlich bethätigt, ausdrückt, darstellt. Das Auge wendet sich von den Dingen der Erde, es erhebt sich, sucht den Himmel, es beugt sich das Knie, es falten sich die Hände. Der gottgeordnete Dualismus unsers Doppelwesens erscheint unter der Einheit eines Bildes, und dieses Bildes in seiner höchsten Beziehung zu seinem Urbilde. Einen höheren Ausdruck der Würde des Menschen gibt es nicht, als den betenden Menschen.

Man wird vielleicht sagen: Der Mensch könne auch beten, ohne den Blick nach Oben, ohne Kniebeugung und Händefalten. Ja, aber den Künstler möchte ich sehen, der ohne diese äußeren Zeichen innerlichen Zustandes ein solches Gebet darstellen könnte. Das Gebet ist als solches schon ein Akt des Glaubens. Das gebeugte Knie, die gefalteten Hände stellen ihn sinnlich dar, und zugleich das zweite Erforderniß des Heiles: die Demuth.

Alle Irrthümer der Menschen, seit der ersten Sünde, welche faktisch in Unglauben und Hoffart bestand und leiblich im Genusse der verbotenen Frucht sich fixirte und darstellte, zielen auf Zerstörung des Menschen, des Gottesbildes in der sichtbaren Schöpfung. Es gibt Grade in der Zerstörung wie in der Vollendung. Wir reden nicht von dem Aeußersten, was unsere unglückliche Zeit in diesem entsetzlichen Werke durch Pantheismus, Materialismus und Atheismus geleistet hat, und in welchen die Theorien der Hölle vollendet erscheinen, auch ihre Drachenhälse schon sehr sichtbar in die Lebenspraxis unserer Tage emporstrecken. Wir reden von einer milder erscheinenden Form. Der deistische Rationalismus hat sich von aller Lehre nur den Glauben an Gott und Unsterblichkeit zu bewahren geschienen, aber dieser Gott ist nicht der dreieinige Gott der Offenbarung. Er ist (wie Schiller sagt) der unendliche höchste Gedanke. Diese Unsterblichkeit hat mit dem Leibe ferner nichts mehr zu schaffen, er ist im Tode, in welchem der Ratio=

nalismus nichts Geheimnißvolles, sondern eine natürliche Nothwendigkeit sieht, als unnützer, die Seele hindernder Ballast für immer bei Seite gelegt, also hinsichtlich desselben kompleter Materialismus; die Seele indeß in unendlicher Perfektibilität von Stufe zu Stufe, von Stern zu Stern schreitend, hat ihre Form und Bestimmung nach dieser Lehre in einem Lichtnebel unendlicher Gedankenlosigkeit eingebüßt.

Falsche Leiblichkeit, falsche Geistigkeit! Die Menschen-Idee in ihrer Doppelnatnr als Bindeglied zwischen Geist und Materie zu ewigem Bestande geschaffen, ist aufgelöst und vernichtet, und mit ihr der Gedanke und die Bedeutung des Bildes, die in der Menschenidee wurzeln, „die Erscheinung des Seins, die Darstellung des Unsichtbaren in der Sichtbarkeit“ auf immer verloren.

Schillers edler Geist, in dieser trügerischen Lehre befangen, fühlte dennoch in seinen Tiefen das Ungenügende derselben. Seine „Götter Griechenlands“ kommentiren in eigener Weise sein dunkles Gefühl der geistigen Leerheit und rationalistischen Dürre seiner Zeit und Umgebung gegenüber. Er verwechselte die Wahrheit mit der Wirklichkeit, und diese war nicht schön, er fand die Schönheit nach seinen Ansprüchen an diesen Begriff bei der griechischen Mythe, — aber diese war nicht wahr! Die „Götter Griechenlands“ sind eine Klage darüber, daß jene „schöne Lüge“ die Erde verlassen habe. Daraus entwickelte der schmachvolle Irrthum: die Poesie sei der Widersatz der Wahrheit“ seine folgenschweren Konsequenzen. „Was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie“ — wie klangvoll und wie nichtig! Müllner leitet seinen Jugurt mit den Worten ein:

> „Versuche nicht im Buche der Geschichte,
> Der Quelle meines Liedes nachzuspüren;
> Die Wahrheit taugt gar selten zum Gedichte,“

und ein anderer feindlich auftretender Poet antwortete auf die Frage, wie er es rechtfertigen könne, daß unsere ideale Weiterbildung durch seine Verse bedingt erscheine, wo von einem Zukunftsglücklichen gesagt wird: „Er sieht ein Kreuz, allein er kennt es nicht,“ er antwortete: das sei ja eben die Poesie. In dies Dilemma muß Jeder gerathen, der mit dem Offenbarungsglauben den Begriff des wahren Menschen verloren, wenn die poetischen

Regungen in seinem Gemüthe keine Stütze mehr in Erkenntniß und Glauben finden. Wir unsererseits kennen außer der Wahrheit keine Poesie. Der Unglaube ist in allen seinen Erscheinungen etwas so gespenstisch Schlangenartiges, er steht an der Spitze aller „Un", und mehr als sie alle ist er unheimlich, unwahr, Unglück, Undank, Unheil, Unsinn u. s. w. vor allem ist er unmenschlich, weil er den ganzen Menschen zerstört, weil, abgesehen von den Bedingungen ewigen Heiles, alle diesseitige Lebensschönheit auf Glauben und Treue beruht. Ist irgendwo Schönes in den Mythen der Völker, so ist es die Spur der Offenbarung, das Quentchen Wahrheit in der dichten Umhüllung von Irrthum und Täuschung, welches Quentchen nur im Lichte der Offenbarung als das erkannt wird, was es war, als der Faden, der allein im Stande war, jene alten Geschlechter trotz aller gräßlichen Korruption über dem chaotischen Abgrunde gänzlicher Seelennacht zu erhalten und der bessern heiligen Zukunft des Christenthums zuzuführen. Der unmittelbare Verkehr mit der Gottheit, der Preis seliger Vollendung, der den Ringer stärkt auf der Tugend dornenvoller Bahn, sind religiöse, historische und ethische Reminiszenzen, durchaus wahr und durch heidnische Zuthat nur verdunkelt, wie der ganze Heroenkult, welcher in unserer Heiligenverehrung sowohl seine Berichtigung wie seine Vollendung findet. Und nun vollends Züge von Gnade und Erbarmung bei den den Menschen oft feindseligen Gottheiten, und ein gnädiges Gericht, weil der, der es vollzieht, der „Enkel einer Sterblichen" ist, und per traditionem Kunde hat von der Schwäche und Gebrechlichkeit der Menschenkinder neben dem menschgewordenen Gotte, der in Allem, die Sünde ausgenommen, uns gleich ward und die Menschen seine Brüder nannte.

Dies Alles, so quer und bunt durch einanderliegend in den Mythen, wird schön gefunden; wo es aber, durch den allgemeinen oder katholischen Glauben geordnet als Universalismus aller höheren Lebenserscheinungen sich darstellt, wird ihm aus dem Wege gegangen. Wie erklärt sich das? — Aus dem Dualismus, und zwar aus jenem Dualismus, welcher unserer zusammengesetzen Doppelnatur, unter dem Namen der Wissenschaft des Guten und Bösen, die Einheit geraubt, und auf der Basis der harmonisch verbundenen Zweiheit das Prinzip der

Entzweiung fixirt hat, welches Paulus so tiefsinnig das doppelte Gesetz nennt.

Was vor dem Falle die ursprüngliche Gerechtigkeit und Heiligkeit war, ist nach ihm die Erlösung, beides ist die Religion unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten. Und so geht der Dualismus durch alle Verhältnisse der Menschen, ihrer Anschauungen und Thaten. Wie es falsche Trennungen gibt, so gibt es nun auch falsche Verbindungen. Wie das Lügenwort von der Wissenschaft des Guten und Bösen den Zweck der Entzweiung hatte zur Zerstörung unseres Menschenwesens, so hat das Lügenwort unserer Zeit mit der Heuchelei ihrer Vereinigungen den gleichen Zweck, indem es die Widersätze von Gut und Böse leugnet, wodurch die Versöhnung, die Erlösung, kurz das Christenthum als unnütz und unwahr sich darstellt, und die dämonische Welt durch Menschen ihren Gottes- und Menschenhaß unter dem Alleinerlei eines weltumfassenden Humanismus versteckt. Aber freilich ist Jeder, der es anders oder christlich meint, von dieser allgemeinen Liebeseligkeit feierlich ausgeschlossen, und so haben wir abermals wieder ein Böses, das um jeden Preis aus der Welt hinaus soll, dies Böse ist — das Gute. Wie die Menschennatur nach der Absicht des Schöpfers einen Leib und eine unsterbliche Seele, zwei Schöpfungsregionen zur Einheit verbindet, so macht der Lügengeist aus dem Verschiedenen Widersätze und hetzt, was friedlich nebeneinander besteht und sich ergänzen soll, gegeneinander, so Wissen und Glauben, Wissenschaft und Kunst; und so gelingt es ihm, die richtigen Begriffe überall zu zerstören. So ist es derselbe Geist, welcher den modernen Materialismus lehrt, der der vor diesem Abgrunde erschreckten Seele im modernen Spiritismus auf anderm Wege denselben Giftbecher entgegenträgt, um ihr von der andern Seite zu rauben, was sie von der einen sich nicht rauben lassen wollte, das Heil durch Christus in der Kirche.

Vor vielen Jahren hat Wolfgang Menzel einer damals oft hervorgekehrten Doktrin gegenüber, welche dem Protestantismus fast ausschließlich die Pflege und das Gedeihen der Wissenschaft vindiziren wollte, den Ausspruch gethan: es gehöre die Kunst und ihre Wesenheit mit Vorzug dem Katholizismus an. Ob, und inwiefern er sich der ersten Behauptung anschließt oder wie er sich überhaupt zu ihr gestellt, ist mir nicht mehr erinnerlich, weil

mich damals nur seine zweite Behauptung, in welcher eine längst getragene Ueberzeugung aus dem Munde eines geistvollen und redlichen Gelehrten ihre Bestätigung fand, lebhaft interessirte.

Die Wissenschaft, auf welche man sich so oft und gerne der Offenbarung gegenüber beruft und die man zu einer siegreichen Gegnerin des Glaubens aufzublasen bemüht ist, die Wissenschaft ist nicht von heute, auch nicht von gestern. Ihre großen Vertreter früherer Zeiten, auf deren Schultern alles Brauchbare modern wissenschaftlichen Fortschrittes ruht, erblickten in der Offenbarung den Kompaß, der sie in der Unermeßlichkeit des Stoffes leitete und bewahrte vor dem Untergange des eigenen Selbst und der Erkenntniß seiner höheren Aufgaben im Ozean der Dinge, sie erkannten den Dualismus, und in ihm nicht nur die Gegensätze, sondern auch den ewigen Widersatz.

Die Wissenschaft, Theologie und Philosophie ausgenommen, bewegt sich, diesen Beiden und der Kunst gegenüber, welche in die Tiefen hinabsteigen und die Höhen erklimmen, selbst ihre Ehrlichkeit angenommen, in Verhältnissen der Breite. Indem sie den Stammbaum unseres Geschlechtes, und die Aufgabe seines Strebens: „aus der Tiefe zur Höhe", kreuzt, hilft sie das Universalzeichen darstellen, in welchem die Gegensätze von Schmach und Sieg, von Tod und Leben ausgeglichen, und alle Widersätze im diesseitigen Leben unverkennbar gemacht für den Glauben und aus dem künftigen Gottesreiche auf ewig ausgeschieden werden.

Wohl gehört die Kunst der Kirche, ja sie ist, recht verstansten, ein Theil ihrer Wesenheit. Sie, die Mutter der Ideale, warnt und muß warnen vor dem Abgrunde sogenannter praktischer Tagesinteressen, in welche der Verderber als Weltgeist die Menschen so gern sich einwühlen sieht. Sursum corda! ist ihr beständiger Ruf, aus der Tiefe zur Höhe, zum heiligen Urbilde des Menschenbildes durch sittliche Vollendung. Welch anderes Ideal hätte denn auch die Kunst, wenn der Satz, der ja oft wiederholt wird, daß sie den Menschen veredle, überhaupt noch Sinn haben soll. Die wahren Tagesinteressen aber werden nur gefördert im Hinblicke auf ein dauerndes Ziel. Die übersinnliche Welt ist die Gewähr der sinnlichen, wie der Geist das belebende Prinzip des Körpers. Ohne die Gnade ist wie der Körper ohne Seele, die ganze Natur todt. Die Gnade ist die Erlösung durch Christus, in dessen

Lichte wir die Dinge schauen, wie sie sind, sie benützen, wie wir sollen, damit wir einst Gott schauen, wie er ist.

Da der Mensch hienieden keine bleibende Stätte hat, so hat er ein anderes über dieses Leben hinausliegendes Ziel, und der wahre Gedanke des Fortschrittes, auf dessen Festhalten allein alle irdische Wohlordnung beruht, lautet: „Von der Täuschung zur Wahrheit, vom Geschöpf zum Schöpfer, von der Welt zu Gott." Das sind die Stationen des wahren Fortschrittes.

In ihnen liegen neben der wahren Realität unseres Daseins auch alle Ideale des Schönen.

Der umgekehrte Weg ist modern, die Entdeckungen der Wissenschaft werden dem glaubenslosen Geiste zur Falle, mit dem Glauben hat er den Gedanken des Kunstwerkes verloren, und steht verblüfft diesen Entdeckungen gegenüber, wie ein Häufchen Dorfjugend vor den Kunststücken des Taschenspielers. Nun kommt die Doktrin und kommentirt den Telegraphen und die Dampfschiffe, sprechend: Es geht Alles natürlich zu; aber weit hat's der Affe gebracht, und wie weit wird er's noch bringen! Und der „Affe" vergafft sich, wie einst sein Meister, in sich selber, mitleidig Anfangs, endlich mit Haß blickt er auf das bischen veraltetes Christenthum herab, das ihm die Demuth als Heilsweg empfiehlt. Er merkt es nicht, daß er, wenn auch 1000 Meilen weit von seinem Ausgangspunkte vom Dampfrosse gestiegen, nicht von der Stelle gekommen, sein Ich kein Haar breit fort und seiner Bestimmung näher gekommen, daß er keine Tiefe ergründet, keine Höhe erklommen hat.

Je weiter die Naturwissenschaften schreiten, je blendender ihre Ergebnisse auf beschränkte Geister wirken, desto fester muß das Axiom gehalten werden, daß die Natur allein kein Licht gibt über die Dinge des Geistes, und daß der Geist ohne den Glauben an den persönlichen Gott der Offenbarung in ihren unermeßlichen Labyrinthen zu Grunde geht, wie der Leib, welcher ohne Gottes heiligem Sittengesetze ihren Forderungen und Trieben rücksichtslos überlassen wird. Mit diesen primitiven Forderungen ist aber das Ideal, welches in der Liebe wurzelt, noch lange nicht erreicht. Das Verständniß der Geschichte seines Geschlechtes ist für den Menschen viel wichtiger, als das Verständniß der Natur, deren letzte

Gründe er — besonders wenn er sie ohne ihren Urheber sucht — nie entdecken und erreichen kann. In der Geschichte aber ist es das Hervortreten der transzendenten, persönlichen Gottlosigkeit, deren furchtbare Gestalt wir durch die betäubende unheimliche Rührigkeit ihrer menschlichen Bundesgenossen, besonders in unseren Tagen mit Schauder erblicken, und der sammt ihrem Anhange des Propheten Wort gilt (Jesaias): „Wehe denen, welche Finsterniß Licht — und Licht Finsterniß nennen."

Neben den anderen Propheten des alten Bundes ist Jesaias vor Allem jener geistige Bergesgipfel, welchen die kommende Sonne der Geschichte mehrere Jahrhunderte, bevor sie über dem Horizont unsere Erde aufging, mit ihrem Lichte bestrahlt, so daß er in die Glorien ihrer Morgenröthe getaucht, von seiner Hochwarte herab ihr Bild mit Porträtähnlichkeit den Thal- und Schattenbewohnern entwarf.

Der Mensch steht zu allen Dingen, der materiellen wie geistigen Welt in einem historischen Verhältnisse, welches nach dem Dualismus, der die Welt spaltet, ein richtiges oder falsches ist. Beide aber deuten und greifen auf die Anfänge unseres Geschlechtes zurück. Hier ist es die Annahme oder die Ablehnung des Offenbarungsglaubens, von welchem es abhängt, ob wir zum richtigen Begriffe einer Weltgeschichte gelangen, oder aber denselben nach jener Ablehnung unwiderbringlich verlieren, denn der natürliche Glaube, ohne welchen nicht einmal die Geschichte einer Familie geschrieben werden kann, ist nur eine Type jenes höheren Glaubens, welcher zur Tugend geworden in umfassender allgemeiner Erkenntniß den Standpunkt erreicht, dem, nach dem Zeugnisse eines großen Mannes, die Zeugen zuströmen, und der die Brücke bildet vom Glauben zum Schauen.

Die Weltgeschichte ist die Summe dessen, was geschah auf unserem Planeten. Die Natur bietet uns das Analogon zu dem, was hier gesagt werden soll:

Die Erde mit ihren Kontinenten, Meeren, Wüsten, Gebirgen, Wäldern und Fluren ist da, aber es ist Nacht, und der Mensch erkennt von alle dem nichts; da geht die Sonne auf, in ihrem Lichte wird nichts gesehen, was nicht vorher schon da war, aber eben nicht gesehen wurde, da ist nichts Neues, aber am Alten wird erkannt, was und wie es ist. Eins aber ist doch neu, das

ist die Sonne selbst, welche uns diese Erkenntniß vermittelt; in ihrem Lichte sieht der Wanderer, daß er verirrt ist und sieht zugleich den rechten Weg, er sieht, daß er vor einem Abgrunde oder vor einem grundlosen Sumpfe stand, und daß es Irrwische waren, die er für Lichter einer gastlichen Herberge hielt.

Solch ein nächtlicher Wanderer oder Nachtwandler war die Menschheit vor Christus. Verlorene Schimmer aus den Tagen ihrer Jugend, dunkle Hoffnungen eines rettenden Erden- und Göttersohnes webten den Traum der Mythen aus Naturbildern und mit der Färbung der Natur. Im Süden mit üppiger Wärme das allgemeine tiefe Unglücksgefühl bebrütend, aus kaltem stummen Marmor durch Kunstgebilde die Beziehung suchend zwischen Mensch und Gott; im Norden unter der Last eines schwer niederhängenden Himmels tiefere Gedanken in formloserer Größe zu Trägern des allgemeinen Trauergewandes machend, unter welchem die seufzende Kreatur den Morgen der Befreiung erwartet.

Was in der feindseligen Fremdheit der Stämme und Völker den einzelnen Nationen eine Art düstrer Befriedigung des tiefen und allgemeinen Religionsbedürfnisses im Opferkulte gewährte, das trat an reicher ausgestatteten Geistern in der Form brennender Fragen über Gott, Welt und Natur, über des Menschen Dasein und Zweck und Ziel heran. Was diesfalls die alte Welt in ihrem Ringen nach Wahrheit an Aufschreibungen hinterlassen und uns durch die Kirche am Uebergang in die christliche Aera der Welt gerettet wurde, wir nennen es Philosophie. Für das aber, was nach der göttlichen Beantwortung aller jener Fragen durch das Christenthum, mit Umgehung desselben nur durch beständige Wiederholung derselben oder gar durch den Kampf gegen das Christenthum sich den Philosophentitel zu erhalten meint, haben wir einen andern Namen.

Ehrwürdig bleibt uns die Philosophie, sie hat jetzt die Aufgabe, die geoffenbarte Wahrheit gegen die Einwände der Finsterniß zu schützen. Das Leben der Kirche ist ein Leben der Kunst im weitesten und erhabensten Sinne, denn es ist die beständige Verwirklichung göttlicher Ideale auf dem Grunde und mit den Mitteln, welche hiezu unser Erdendasein bietet. Die Kirche ist es, welche uns auffordert, die Gaben und Talente im Sinne des Gebers zu benützen und zu verwerthen, um sie am Abschlusse unseres Lebens

ihm mit Wucherzinsen als das Seine rückzuerstatten. Die Künste irren immer, wo sie die ihnen innewohnende Herrlichkeit zur Verklärung des blos Gewöhnlichen, wir wollen nicht sagen des Gemeinen, hergeben, in unserer Zeit leider oft hergeben müssen. Das Gewöhnliche bleibt, was es ist, das Gemeine bleibt gemein, aber die Kunst wird entadelt, wenn sie durch ihre Mittel dem Nichtigen Wesenheit und dem Unbedeutenden Würde und Bedeutung anlügen soll. Von einem eigentlichen Mißbrauche der Kunst, wodurch sie das Schlechte verherrlicht, reden wir nicht.

Der Mißbrauch siedelt nach dem Dualismus am liebsten, wuchert am üppigsten, wo der Brauch am erhabensten ist.

Wer die Geschichte der Menschheit als das erkennt, was sie wirklich ist, nämlich als die Geschichte des Gottesreiches in seinen Verhältnissen, Beziehungen und Kämpfen mit dem Weltreiche, der wird es begreifen, wenn wir den reinen und unentweihten Kunstberuf nur in der christlichen Kunst zu finden vermögen.

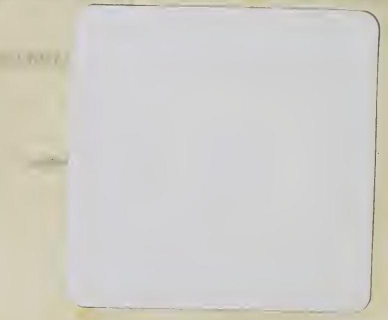
Wir haben Spezialgeschichten aller Länder und Reiche, einzelner Wissenschaften und Künste. In allen tritt der Dualismus theils als Gegensatz, theils als Widersatz zu Tage. Sie Alle aber fließen [illegible] den Begriff einer allgemeinen Geschichte der Mens[illegible] zusammen. Auf dieser Höhe beginnt die rechte Heimat eines allgemeinen oder katholisch-historischen Bewußtseins, von dessen Lichte auch die entferntesten Winkel aller Spezialitäten erleuchtet werden, auf dieser Höhe wird es nicht nur möglich, sondern nothwendig, das Ganze in einem einzigen Satze auszusprechen, oder noch kürzer, in Einem Namen. Der Name heißt „Christus“ der Satz lautet: „Ihn hat die ganze alte Welt erwartet, die neue ruht auf Ihm.“ *)

Dieser Standpunkt ist die Basis aller wahrhaft realen Erkenntniß und That in Wissenschaft und Leben, ihren tiefsten künstlerischen Ausdruck findet sie in den „christlichen Bildern.“

---

*) Weiß's Handbuch der Weltgeschichte.

Dampf=Schnellpressendruck von F. S. Hummel in Wien, Mariahilferstr., Zollerg. 7.



Meister Führich, einer der größten lebenden Maler, der Stolz unseres Vaterlandes, behandelt in diesen Heften seine Ansichten und Erfahrungen über Kennerschaft und Kunst, und entwickelt einen Reichthum seiner Ideen, wie ihn nur ein wahrer Meister seiner Kunst entwickeln kann. Für Künstler und Kunstkenner sind demnach diese Hefte von großem Werthe.

(**„Kathol. Wahrheitsfreund“** 1866, Nr. 34.)

„Der berühmte Verfasser erwirbt sich ein großes Verdienst, indem er zeigt, wie man die Kunst tiefer auffassen müsse, als es die Eitelkeit und Oberflächkeit unserer Zeit zu thun pflegt. Die Kunst nämlich hat Theil genommen, an dem großen Abfall von der christlichen und ritterlichen Gesinnung früherer Zeiten. Sie ist seit dem Aufkommen der Renaissance die Schmeichlerin und Kupplerin der Höhe geworden, hat sich andererseits den pedantischen Launen akademischer Gelehrsamkeit unterworfen und kehrte in der niederländischen Schule, Landschaft- und Genremalerei, zwar zur Natur zurück, aber ohne das Heilige wiederfinden zu können. . . . . . “

(**Wolfgang Menzels „Literaturblatt“** 1867, Nr. 87.)

„ . . . . Jeder Gebildete wird von den im engen Raum zusammengedrängten Reichthum der Gedanken und deren Tiefe überrascht sein, und mit einem Gefühle der Achtung die hohe Bedeutung der Kunst anerkennen, die hoch über den politischen Alltagsgetriebe ihre Sendung zu erfüllen hat. Aber wie klein und erbärmlich sind dagegen die meisten modernen Kunstgelehrten und Kunstschwätzer, die in diesem Fache Geschäfte machen, oder solches machen wollen, wie fallen einem da nicht des Dichters Worte ein: „Ach, was haben die Herren doch für ein kurzes Gedärm', was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren!“ nur mit der Ausnahme, daß sie meistens auch „Gestern“ nichts gelernt haben. —

(**„Neue Tiroler Stimmen“** 1868, Nr. 180.)

Dampf-Schnellpressen-Druck von F. S. Hummel in Wien, Mariahilferstrasse, Zollergasse Nr. 7.